

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES • 1/1992



Inhalt

Doris Ast	Editorial	1
Dieter Planck	Ein Schaufenster der Landesarchäologie – das Archäologische Landesmuseum Baden-Württemberg	2
Leo Schmidt	Tod im Kulturdenkmal Der Schlacht- und Viehhof der Stadt Karlsruhe	5
Peter Schubart	Denkmal-Schicksale	11
Petra Wichmann	Die Murrhardter Doppelhäuser des 18. Jahrhun- derts	16
Harald von der Osten-Woldenburg	Naturwissenschaften und Archäologische Denk- malpflege (4) Die Geophysik am Landesdenkmalamt im Aufbau	25
	Orts-Charakteristik	34
	Personalien	35
	Mitteilungen	36

Titelbild

Archäologisches Landesmuseum Konstanz. Blick in die Ausstellung – hier: Alltagsleben im Mittelalter, Essen und Trinken in der Stadt Konstanz. Zum Beitrag Dieter Planck: Ein Schaufenster der Landesarchäologie – das Archäologische Landesmuseum Baden-Württemberg.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG - Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes

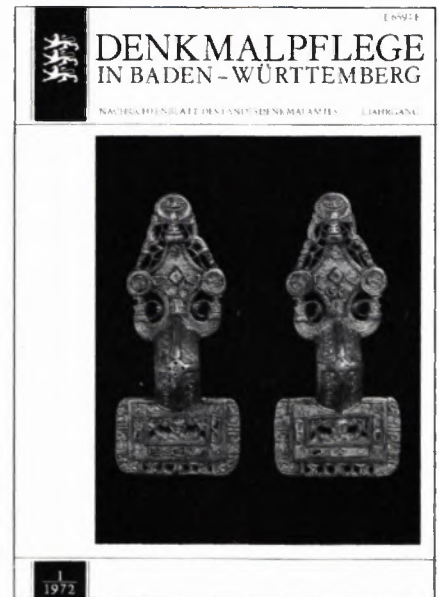
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Mörikestraße 12, 7000 Stuttgart 1 · Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Dr. August Gebeßler · Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. H. G. Brand, Dipl.-Ing. U. Gräf, Dr. D. Lutz, Dr. J. Ronke, Prof. Dr. W. Stopfel, Dr. J. Wilhelm · Druck: Konradin Druck, Kohlhammerstraße 1–15, 7022 Leinfelden-Echterdingen · Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage 20 000 · Gedruckt auf holzfreiem, chlorfreiem Papier · Beim Nachdruck sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung erforderlich.

Doris Ast

20 Jahre Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und 20 Jahre Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ – Zeit für einen Rückblick, aber vor allem Zeit für den Blick und den Schritt in das dritte Jahrzehnt mit unserer Zeitschrift. Wenn wir heute das bewährte Gesicht des „Nachrichtenblattes“ ein wenig umgestalten, stellen wir uns auf veränderte Sehweisen und neue Produktionsbedingungen im Medienbereich ein. Zielsetzung und inhaltliche Konzeption der Amtspublikation der Denkmalpflege bleiben jedoch erhalten. Das Nachrichtenblatt soll weiterhin „ein lebendiger Mittler“ zwischen der Denkmalpflege und ihren Partnern sein, wie es bereits im Vorwort zu Heft 1, 1972 hieß.

Die Anfänge der Denkmalpflege-Information im Land gehen zurück bis ins Jahr 1958, als Heft 1 des „Nachrichtenblattes der Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Organ der Staatlichen Ämter für Denkmalpflege“, herausgegeben vom Kultusministerium, betreut von Rudi Keller, Freiburg, erschien. Auf 28 Seiten mit über 60 Schwarzweiß-Abbildungen finden sich in der ersten Ausgabe Beiträge über Ausgrabungen, Restaurierungen und Instandsetzungsmaßnahmen, über Kirchen, Rathäuser, Fachwerkhäuser u. a. So manches Kulturdenkmal, über das damals geschrieben wurde (Heft 2, 1958, A. Rieth, Der Turm der Marienkirche in Reutlingen) interessiert die Denkmalpflege auch 1992: Auf dem Landesdenkmaltag 1992 ist eine Führung zur Instandsetzung der Reutlinger Marienkirche vorgesehen!

1972 zeitgleich mit dem Denkmalschutzgesetz und mit der Zusammenfassung der vier ehemals selbständigen Staatlichen Ämter für Denkmalpflege zum Landesdenkmalamt Baden-Württemberg erschien Heft 1 der nun „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ genannten Zeitschrift. Die Schriftleitung hatte der Leiter der Bau- und Kunstdenkmalpflege, Dr. Bodo Cichy, übernommen. Auf 44 Seiten mit zahlreichen Abbildungen gab das Heft den hohen Standard vor, an dem sich in den folgenden zwei Jahrzehnten wechselnde Redaktionen und Schriftleitungen messen lassen mußten. Hier bewährte sich das tragfähige Konzept, dem wir auch weiterhin verpflichtet sind. Wohl haben sich Arbeitsschwerpunkte und



damit Themenfelder teilweise verlagert. Der Auftrag, die Arbeit der Landesdenkmalpflege transparent zu machen und denkmalpflegerische Grundsätze beispielhaft zu verdeutlichen, ist jedoch unverändert. So erfüllt das Nachrichtenblatt vielerlei Ansprüche: Mit jährlich ca. 200 Seiten gibt es einen Überblick über aktuelle Fragen, Probleme und deren Lösungsmöglichkeiten. Die Beiträge sind Hintergrundinformation über neue Arbeitsgebiete und über Forschungsergebnisse aus Spezialdisziplinen, ebenso Hilfestellungen für die Begegnung mit einer Vielzahl von Kulturdenkmalen und zugleich Rechenschaftsbericht. Dieser Service des Landes Baden-Württemberg spricht nicht nur ein Fachpublikum, sondern viele an Denkmalpflege Interessierte an, wie die beachtliche Auflage von 20 000 Exemplaren beweist. Für diesen treuen Freundeskreis sind wir besonders dankbar. Der Dank für 20 Jahre Nachrichtenblatt gebührt aber vor allem den Kolleginnen und Kollegen, die bedrängt von der täglichen Arbeitsbelastung immer wieder zusätzlich Zeit investieren, um unseren Leserinnen und Lesern die Denkmalpflege nahezu bringen.



Ein Schaufenster der Landesarchäologie – das Archäologische Landesmuseum Baden-Württemberg

Dieter Planck



■ 1 Der barocke Konventbau Petershausen, Sitz des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg, Außenstelle Konstanz.

Am 9. Juni 1989 hat die Landesregierung von Baden-Württemberg beschlossen, für das Land ein selbständiges Archäologisches Landesmuseum zu gründen. Begonnen wurde zunächst mit der Planung und Realisierung einer Außenstelle im barocken Konventgebäude des ehemaligen Klosters Petershausen am Rande der mittelalterlichen Stadt Konstanz am Bodensee. Der überragende Erfolg der ersten großen archäologischen Landesausstellung „Der Keltenfürst von Hochdorf – Methoden und Ergebnisse der Landesarchäologie“ die vom 14. August bis zum 13. Oktober 1985 von knapp 300 000 Personen im Kunstgebäude Stuttgart besichtigt wurde, und 1986 in der Kunsthalle in Köln von noch einmal 150 000 Besuchern, war Anlaß zu dieser Museumsneugründung.

Mit der Realisierung des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg folgt der Südweststaat an-

deren ähnlichen, auf Länder oder Teilbereiche von Ländern bezogenen archäologischen Museen, etwa in Schleswig, Münster, Berlin, Trier oder München, um nur einige wichtige zu nennen. Die Direktion des Museums wurde dem Leiter der Archäologischen Denkmalpflege beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in Personalunion übertragen; eine Entscheidung, die für die zukünftige Museumsarbeit vor dem Hintergrund der ständigen Aktualität in der archäologischen Forschung von Baden-Württemberg besonders wichtig ist.

Ausbau des Museums in drei Stufen

Das Archäologische Landesmuseum wird nach Vorstellung der Landesregierung in drei Stufen ausgebaut. Der Außenstelle Konstanz folgt als zweite Ausbaustufe die Einrichtung des archäologischen Forschungsins-

tituts mit Zentralarchiv, das sehr wahrscheinlich in der Wilhelmsburg oberhalb von Ulm – dem zentralen Punkt der Bundesfestung des 19. Jahrhunderts – untergebracht werden soll. Hier sollen alle im Landeseigentum verwahrten archäologischen Fundgegenstände nach modernsten Gesichtspunkten archiviert und für die archäologische Forschung aufbereitet werden. Wissenschaftler, aber auch interessierte Laien können hier archäologische Fundmaterialien aus dem gesamten Land Baden-Württemberg einsehen und für weitere Forschungen studieren. Ein Stab von Wissenschaftlern und Restauratoren wird für die Inventarisierung und für die Betreuung dieses Archivs frühester Quellen der Landesgeschichte Südwestdeutschlands sorgen: Archäologische Funde müssen genau wie schriftliche Dokumente unserer Geschichte sachgerecht archiviert und für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht

werden. Dieses Forschungsinstitut mit Zentralarchiv bildet zukünftig das Herzstück archäologischer Landesforschung in Baden-Württemberg.

Die dritte Stufe wird schließlich die Einrichtung eines zentralen Landesmuseums von ca. 6000 m² Fläche im Großraum Stuttgart bilden: Hier wird ein Überblick über die Landesarchäologie Südwestdeutschlands von den Anfängen der Menschheit bis zum Mittelalter gegeben werden.

Außenstelle Konstanz

Mit der Eröffnung der Außenstelle Konstanz wird am 14. März dieses Jahres der Anfang gemacht. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieser Außenstelle, insgesamt vier Wissenschaftler und technisches Personal, stehen dann den Besuchern ausnahmslos mit Führungen und Erläuterungen zur Verfügung. Die Eröffnung dieses Museums mit etwa 3000 m² Schaufläche bildet einen Markstein in der archäologischen Forschung des Landes. Mit der Errichtung des Archäologischen Landesmuseums wird dem hohen Stellenwert archäologischer Forschung, insbesondere durch die Denkmalförderung, Rechnung getragen.

Bis zur Eröffnung des zentralen Museums werden in Konstanz drei Schwerpunkte zu sehen sein. Zunächst wird der Besucher im Einführungsbereich über Fragen archäologischer Methoden, der Erkundung archäologischer Denkmäler und der wissenschaftlichen Grabung und Dokumentation bekannt gemacht. Gerade solche methodische Aspekte ziehen sich wie ein roter Faden durch unser Museum. Durch verschiedenartige moderne Medien-



techniken erhält der Besucher einen umfassenden Einblick in Aufgaben und Zielsetzungen der Forschung.

Der zweite Bereich bringt unter dem Titel „Aspekte der Landesarchäologie“ Schlaglichter auf die Forschungsergebnisse, von der Urgeschichte bis zur Neuzeit. Für die Darstellung im Rahmen dieses „Schaufensters der Landesarchäologie“ sind insgesamt acht Stationen ausgewählt worden, an denen beispielhaft – und gleichzeitig chronolo-

■ 3 Seltene und kostbare Schlaufenfadenbecher (aus weiß entfärbtem Glas mit blau-weißen Fadenauflagen, Zeit um 1300). Aus der Latrine in Konstanz, Katzgasse.



■ 2 Ladenburg, Seeleopard (Bronze, Länge ca. 45 cm, Gewicht ca. 6,5 kg). Beschlagstück von einem großen Portal in einem öffentlichen Gebäude.



■ 4 Museum im Aufbau: Zuordnung von Ofenfunden aus der Porzellanmanufaktur Ludwigsburg (18. Jh.) an einem Ofenmodell.

gisch übergreifend – neue Ergebnisse und Methoden archäologischer Forschung aufgezeigt werden. Diese Abfolge ist eingebunden in die Darstellung des Menschen und seines Umfeldes.

Folgende Aspekte wurden ausgewählt: „Der Mensch, seine Nahrung und seine Umwelt – von den Ursprüngen bis zur Neuzeit“ (im 1. Raum). Anschließend, im 2. Raum, wird bei den Ufersiedlungen der Steinzeit gezeigt, wie Jäger, Fischer und Bauern in ihre Umwelt eingreifen: aus der Naturlandschaft wird eine Kulturlandschaft! Die nächste Station berichtet über Siedlungen im Moor aus der Bronzezeit. Hier wird u. a. gezeigt, wie heute mit Hilfe der Dendrochronologie (Datierung von Hölzern durch ihre Jahresringe) Waldgeschichte und Umweltgeschehen nachvollzogen werden können. Am Beispiel einer großen keltischen Nekropole bei Rotenburg werden Lebens- und Jenseitsvorstellungen der frühen Kelten erschlossen. Es folgt im 5. Raum die römische Stadt Ladenburg, das antike Lopodunum, und ihre Forschungsgeschichte. Dann werden am Beispiel ausgewählter alamannisch-fränkischer Grabfunde von Dittigheim, Klepsau und Eichstetten sozialgeschichtliche Zusammenhänge, wie sie sich an Friedhöfen der Merowingerzeit ablesen lassen, erarbeitet. Die Mittelalterarchäologie wird repräsentiert durch die Burgenarchäologie am Beispiel der Burg Amlshagen bei Gerabronn; schließlich spannt sich der Bogen bis zur



■ 5 Lackprofil durch die große Latrinenanlage in Konstanz, Katzgasse.

Untersuchung der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur des 18. Jahrhunderts. Damit wird deutlich gemacht, daß Archäologie auch in der Neuzeit bislang unbekannt historische Zusammenhänge aufzeigen kann, die aus Schrift- oder Bildquellen nicht hervorgehen.

Im dritten Bereich des Museums wird das Thema „Die mittelalterliche Stadt“ in verschiedenen Aspekten erläutert und aufgezeigt. Fragen verschiedenartiger Stadtgründungen werden am Beispiel von Rottweil und Freiburg angesprochen. Die Entwicklung der frühmittelalterlichen ländlichen Besiedlung wird der hochmittelalterlichen Stadtstruktur gegenübergestellt, und schließlich wird beispielhaft die historische Entwicklung von Konstanz und Ulm aufgrund neuester archäologischer Forschungsergebnisse erläutert. Gerade an diesen beiden Beispielen wird deutlich, was an wichtigen Erkenntnissen zur frühen Stadtgenese durch archäologische Methoden und Fragestellungen erarbeitet werden kann. In weiteren Räumen werden die verschiedensten Aspekte des Lebens in der mittelalterlichen Stadt dargestellt – der Alltag des Menschen, von der Geburt bis zum Tod, sein Wohnen und Wirtschaften, seine Frömmigkeit. Gerade dieser Bereich wird auch durch den Museumsstandort in der bedeutenden mittelalterlichen Bischofsstadt Konstanz zu einem Schwerpunkt der Ausstellung.

Darüberhinaus enthält das Museum

noch mehrere Räume für Sonderausstellungen von ca. 600 m² Fläche. Beabsichtigt ist, ab 1993 alljährlich im Sommer durch eine Sonderausstellung unter dem Titel „Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg“ der Öffentlichkeit einen Einblick in die neuesten Forschungsergebnisse des vorausgehenden Jahres zu geben. Unter dem Motto „Archäologie im Turm“ werden ferner themenbezogene Ausstellungen gezeigt, die sich in kleinerem und größerem Rahmen mit Einzelaspekten der archäologischen Forschung im Land, aber auch der angrenzenden Länder beschäftigen. In der „Sommerakademie“ werden junge Archäologen aus dem In- und Ausland mit Fragen der Denkmalpflege und Fragen eines Archäologischen Landesmuseums vertraut gemacht. Für interessierte Laien veranstaltet das Museum Seminare zu Themen archäologischer Forschung. Anerkannte Persönlichkeiten der archäologischen Wissenschaft haben bereits ihre Bereitschaft zur Mitwirkung an diesen Veranstaltungen zugesagt.

Die Eröffnung der Außenstelle Konstanz des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg ist vor dem Hintergrund der herausragenden archäologischen Fundlandschaft Südwestdeutschland zu sehen. Unser Land ist reich an Zeugnissen früher Geschichte. Seit Jahrtausenden leben Menschen hier, haben Spuren ihrer Arbeit, ihres Alltags, ihres kulturellen und religiösen Wirkens hinterlassen. Die Landesarchäologie erforscht diese Spuren. Aufgabe dieses Museums ist, den weiten Bogen der Landesgeschichte vom Auftreten des ersten Menschen bis zum Beginn des Mittelalters, in Teilbereichen über das Mittelalter hinaus bis in die Neuzeit, darzustellen.

Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Außenstelle Konstanz, Öffnungszeiten: Dienstag-Sonntag 10–18 Uhr, Montags geschlossen.

Prof. Dr. Dieter Planck
LDA · Archäologische
Denkmalpflege
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1

Tod im Kulturdenkmal

Der Schlacht- und Viehhof der Stadt Karlsruhe

Leo Schmidt



■ 1 Die Schlachthalle für Großvieh in einer Aufnahme unmittelbar nach der Fertigstellung im Jahr 1887.

Ungezählte Legionen von Wiederkäuern und Borstentieren wurden hier vom Leben zum Tode befördert, um die Mägen der Karlsruher zu füllen. Geht es nun dem Schlachthof selbst ans Leder? Die Tage des seit über einem Jahrhundert laufenden Betriebs sind jedenfalls gezählt, und sein unerfreulicher Beigeschmack macht den Komplex schließlich nicht gerade zum Sympthieträger – eine Hypothek, die er beispielsweise mit Gefängnissen und Waffenfabriken teilt.

Doch nach der blutigen Vergangenheit zeichnet sich eine grüne Zukunft für den Schlachthof ab: Die Anlage soll das Kernstück der Bundesgartenschau 2001 werden. Vorsichtiger Optimismus scheint gerechtfertigt, vorausgesetzt, die Gartenschaukonzeption respektiert den Charakter des Schlachthofes als industriegeschichtliches Kulturdenkmal und versucht nicht, ihn zur monumentalen Gartenlaube umzuinterpretieren.

Vorgeschichte und Planung

„Schlachthöfe sind Anlagen, in wel-

chen diejenigen Thiere, deren Fleisch dem Menschen zum Genuß dient, getötet und bis zur Zertheilung ausgeschlachtet werden. Diese Anlagen bestehen aus mehreren Gebäuden, welche zum Schlachten und zum Einstellen der Thiere, zum Reinigen des Fleisches und der Eingeweide, zum Untersuchen des Fleisches u.s.f. dienen, und sind mit allen Einrichtungen versehen, welche zum Schlachten, Auskühlen, Reinigen u.s.f. nothwendig oder wünschenswerth sind“; so die Begriffsbestimmung des 1891 erschienenen, einschlägigen Bandes des von Josef Durm und anderen Kapazitäten des Bauwesens herausgegebenen Handbuches der Architektur. Gerade im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts war diese Bauaufgabe sehr aktuell geworden. Ein preußisches Gesetz von 1868, dem ähnliche Gesetze in anderen deutschen Staaten folgten, gab den Gemeinden die Handhabe, öffentlich betriebene Schlachthöfe einzurichten und das Schlachten an allen anderen Orten zu verbieten – eine vor allem gesundheitspolitisch motivierte Maßnahme, mit der eine öffentliche Kontrolle über alles in den Handel kom-

mende Fleisch angestrebt wurde. Im Kontrast zu anderen Städten hatte Karlsruhe bereits sehr früh ein öffentliches Schlachthaus. Da der Bau von 1818 aber den Anforderungen schließlich nicht mehr entsprach, faßte man zu Beginn der 1880er Jahre die Errichtung einer geräumigen und hochmodernen Anlage ins Auge, die auch langfristig Bestand haben würde. Ein Gutachten des Veterinärs August Lydtin vom März 1883 – dessen Grundaussagen Wolfgang Hartmann (vgl. Literatur) wiedergibt – steckt die Erfordernisse hinsichtlich der Lage, der Größe und der Gestaltung ab. Er empfiehlt eine Position außerhalb der städtischen Bebauung, aber nicht zu weit davon entfernt, auf trockenem, etwas erhöhtem Boden. Wichtig sei vor allem ein Bauplatz an der Ostseite der Stadt, da diese üblicherweise dem Wind abgewandt sei und zudem das meiste Schlachtvieh aus dieser Richtung, nämlich aus Württemberg und Bayern, angeliefert würde. Großer Wert wurde auch auf die Verkehrsanbindung an Eisenbahn und Straßen gelegt. Auch die Einrichtungen für den internen Ablauf – Transportmöglichkeiten auf dem Gelände, La-



■ 2 Die Front zur Durlacher Allee mit dem Börsen- und Restaurationsgebäude in der Mitte. Aufnahme ca. 1887.



annehmlichkeiten bietet... Das Widerliche, welches aus dem Zwecke der Anstalt... hervortritt, muß durch die Kunst des Architekten gewissermaßen verhüllt oder mindestens abgeschwächt werden. Die Schlachthausbauten der Neuzeit sind aus dieser Rücksicht stylvoll gehalten... Die freien Plätze sind mit Rasen und Blumenbeeten, auch mit Bassins und Springbrunnen ausgestattet... Die Forderung eines gefälligen Äußeren kann noch damit begründet werden, daß... es überhaupt der Würde der rasch aufblühenden Residenz entspricht, nicht allein zweckmäßige, sondern auch für das Auge gefällige Baulichkeiten aufzuweisen“ (zit. W. Hartmann).

Die Anlage und ihre Funktionen

Für den Architekten blieb die Aufgabe, diese detaillierten und anspruchsvollen Zielvorgaben des Veterinärfachmannes adäquat umzusetzen. Der Karlsruher Stadtbaumeister Wilhelm Strieder (1848–1913) erstellte die Entwürfe, mit deren Ausführung im März 1885 begonnen wurde.

Der 1885/86 erbaute Schlacht- und Viehhof wendet seine rund 300 Meter lange Schauseite zur Durlacher Allee, einer vom Stadtzentrum Karlsruhes nach Osten führenden Ausfallstraße. Für den heutigen Betrachter etwas überraschend wirkt die unmittelbare Nachbarschaft der Schlachthof- und Gewerbebauten zum strahlenden Neubau des rekonstruierten Renaissanceschlosses Gottesau; allerdings war dieses mehrfach zerstört und umgestaltete Schloß zwischen 1818 und 1918 Bestandteil einer Artilleriekaserne.

Das etwa 56 000 m² große Areal wird durch eine Mittelachse in die beiden Funktionsbereiche – den Viehhof im Osten, den Schlachthof im Westen – halbiert. Die öffentlich wirksamen, zur Durlacher Allee und zur Mittelachse gerichteten Hauptgebäude geben ein repräsentatives symmetrisches Grundmuster vor; die zahlreichen übrigen Einzelbauten ordnen sich zwar in ein orthogonales Raster ein, sind aber je nach Funktion von sehr unterschiedlicher Größe und Gestalt. Die beiden jeweils für den Vieh- und den Schlachthof zuständigen Verwaltungsbauten an der Durlacher Allee flankieren das in der Mittelachse freistehende und von

■ 3 Die heutige Ansicht der Schauseite zur Durlacher Allee. Photo Rose Hajdu (Marbach) 1988.

ger- und Kühlräume, Energie- und Wasserversorgung, sogar ein Gasthaus mit Übernachtungsmöglichkeit für die Viehhändler – waren in Lydtins Gutachten detailliert durchdacht.

Erweiterungsmöglichkeiten seien mit einzuplanen. Bei einem Wachstum der damals 50 000 Einwohner umfassenden Stadt auf 80 000 Einwohner sei eine Fläche von 3,5 Hektar erforderlich. Wünschenswert sei eine quadratische oder rechteckige Fläche, die in zwei etwa gleich große Bereiche für den Schlachthof und den Viehhof zu trennen sei, dergestalt, daß bei Auftreten einer Seuche im Viehhof nicht automatisch auch der Schlachtbetrieb von einer Sperre betroffen würde. Mit seinen Vorschlägen für die Organisationsform gibt sich Lydtin als Verfechter der „französischen Anordnung“ im Schlachthofbau zu erkennen (im Gegensatz dazu versucht die „deutsche Anordnung“, alle Funktionen in einem zusammenhängenden Baukomplex unterzubringen).

Über die betriebstechnischen Bedürfnisse hinaus formuliert das Gutachten auch Forderungen an das Erscheinungsbild. Lydtin schreibt: „Der Schlachthof ist an und für sich eine für die meisten Menschen widerliche, abschreckende Anstalt, welche, wenn sie nicht sehr reinlich unterhalten wird, noch weitere Un-



■ 4 Ein Blick vom Dach des Börsen- und Restaurationsgebäudes auf die Hallen des Schlachthofes. Photo ca. 1887.

einem halbkreisförmigen Platz umfangene Börsen- und Restaurationsgebäude; in den zurückschwingenden Platzmauern öffnen sich die von Pavillons bewachten Hofeinfahrten. Die durchweg aus hellem Sandstein erbauten und in anspruchsvollen Renaissanceformen gestalteten Verwaltungsbauten stehen in einem sprechenden Kontrast zu den Funktionsbauten der beiden Höfe. Dieser Kontrast zeigt sich sowohl im Wechsel des Materials als auch im Wechsel zu einer robusteren Formensprache; er entspricht dem Unterschied zwischen der Arbeitswelt der Verwaltungsbeamten, die sich die Hände nicht schmutzig zu machen brauchen, und der Arbeit der Schlachter und Stallburschen.

Das zentrale Gebäude des Viehhofes war die (nicht mehr erhaltene) 82 m lange Markthalle für Großvieh; sie ermöglichte die Unterbringung von 500 Rindern. Der südlich davon stehende Bau enthält die ursprünglich separaten, durch die jüngere Wiegehalle zusammengefügte Markthallen für Schweine sowie für Kälber und Schafe. An der Südgrenze des Geländes lagen der Gleisanschluss und die Rampe, über die die Tiere angeliefert wurden. An der Mittelachse der Anlage, der Schlachthausstraße, stehen sich die Stallgebäude des Viehhofes und des Schlachthofes gegenüber. Jedes von ihnen hat zwei Abteilungen für je 32 Stück Großvieh. Der risalitartig betonte Mittelbau enthält jeweils eine Vorhalle mit Viehwaage sowie eine Knechtstube.

Komplexer als der Viehhof war die Organisation des Schlachthofes. Außer den Stallgebäuden sind vom ursprünglichen Bestand vor allem noch eine der vier Schlachthallen, nämlich die Schlachthalle für Kleinvieh erhalten geblieben. Die Schlachthallen, dreischiffige ge-



■ 5 Einer der Stallbauten an der Mittelachse des Geländes. Photo Rose Hajdu (Marbach) 1988.

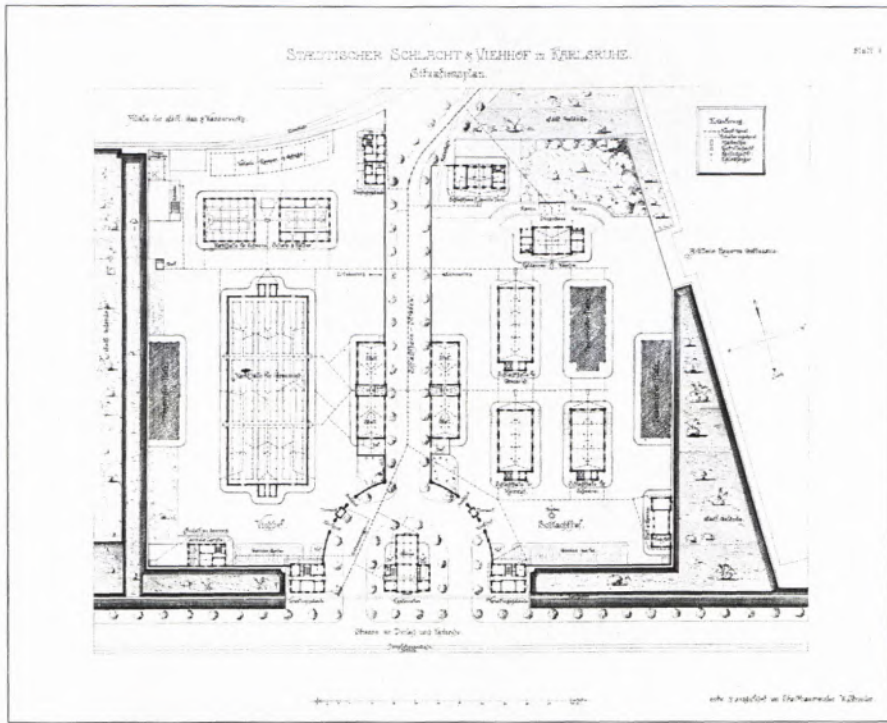
wölbte Hallen, boten Raum für eine tägliche Kapazität von 84 Rindern, 200–250 Schweinen und 120–130 Stück „Kleinvieh“, also Kälbern und Schafen. Am westlichen Rand stand die geräumige und für ihre Zeit äußerst moderne und leistungsfähige Kühlhalle. Zum Betrieb ihrer Kühlanlage diente ein „35pferdiger Deutzer Gasmotor, welcher durch einen zweiten 8pferdigen Gasmotor in Gang gesetzt wird. Die Kältemaschinenanlage, nach dem Kompressionssystem ausgeführt, besteht aus einem Doppelkompressor für eine stündliche Leistung von 2x35 000 Cal., einem Kondensator, einem Vorkühler, einem Refrigerator, einer Kühlwasserpumpe und den nötigen Regulier- und Messapparaten“.

Das geordnete und übersichtliche Bild der ursprünglichen Anlage hat bis heute viele Veränderungen erfahren. Manche Bauten – insbesondere die den Viehhof dominierende Großviehmarkthalle – wurden abgerissen; neue Anlagen kamen hinzu. Die ersten Erweiterungen blieben noch in der vorgegebenen Formensprache; so vor allem die erst 1905 an der Hauptschauseite hinzugefügte

Direktorenvilla. Weitere Zutaten unmittelbar vor und kurz nach dem Ersten Weltkrieg – beispielsweise das Kessel- und Maschinenhaus von 1914 und die Schweinemarkthalle von 1927 – konnten immerhin aufgrund ihrer eigenständigen architektonischen Qualität mit den Ursprungsbauten mithalten. Die baulichen Eingriffe seit dem Zweiten Weltkrieg zeichnen sich indessen nur noch durch ihre Gedankenlosigkeit und Brutalität aus: Klotzige Betonarchitektur, Verluste von prägenden und dekorativen Details bei den Altbauten, und dazu eine dissonante Garnerung mit Reklameanlagen.

Gestaltung und Anspruch

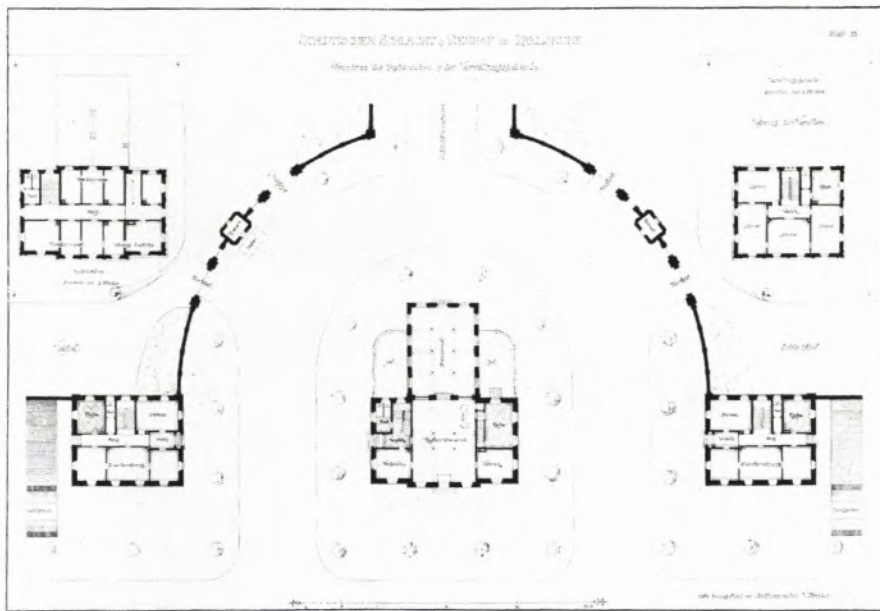
Den Gebräuchen der Zeit entsprechend, wurde die Inbetriebnahme am 28. März 1887 volksfestartig gefeiert: reicher Fahnschmuck an der Kaiserstraße und zahlreiche Zuschauer am Straßenrand bildeten den Rahmen für einen Festzug der Metzgergenossenschaft, einschließlich einer Dragonerkapelle zu Fuß und eines berittenen Musikkorps. Ein Festessen, ein Ball und eine Zirkusveranstaltung schlossen sich an.



■ 6 Übersichtsplan des Schlacht- und Viehhofs mit den bis 1887 ausgeführten Bauten.

Generation wiederum hätten, wie die Bauteile der Jahre nach 1900 und vor allem unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg veranschaulichen, die Möglichkeiten einer eigenständigen Industriearchitektur ausschöpfen können, um Funktionalität mit gestalterischer Qualität zu vereinigen. Dagegen sah die Architektur der 1880er Jahre offenbar nur einen einzigen Weg, eine Industrieanlage aufzuwerten: Die Verwendung von Formen aus der Herrschaftsarchitektur.

Ein Blick auf den Lageplan macht dies deutlich. Würdevolle Symmetrie und anspruchsvolle Assoziationen in der Gruppierung der Gebäude prägen den Eindruck – weit über die Grunderfordernisse der „französischen Anordnung“ hinaus. Im repräsentativen, städtebaulichen Anspruch läßt die Karlsruher Anlage die Schlachthöfe vergleichbarer Größenordnung hinter sich und konkurriert mit denen weit größerer Städte: Auffallend ist insbesondere die Ähnlichkeit mit den Konzepten in München (1876–1878) und vor allem Hannover (1881).

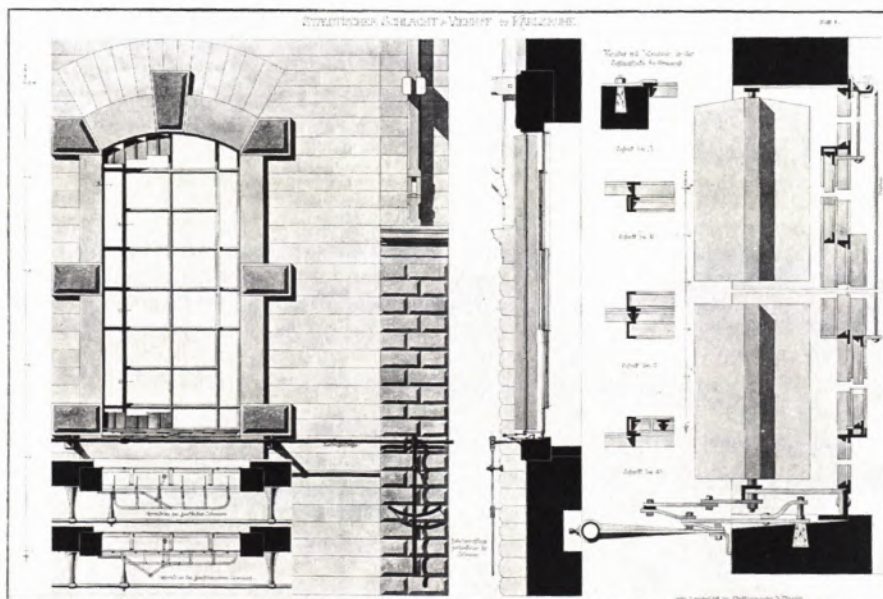
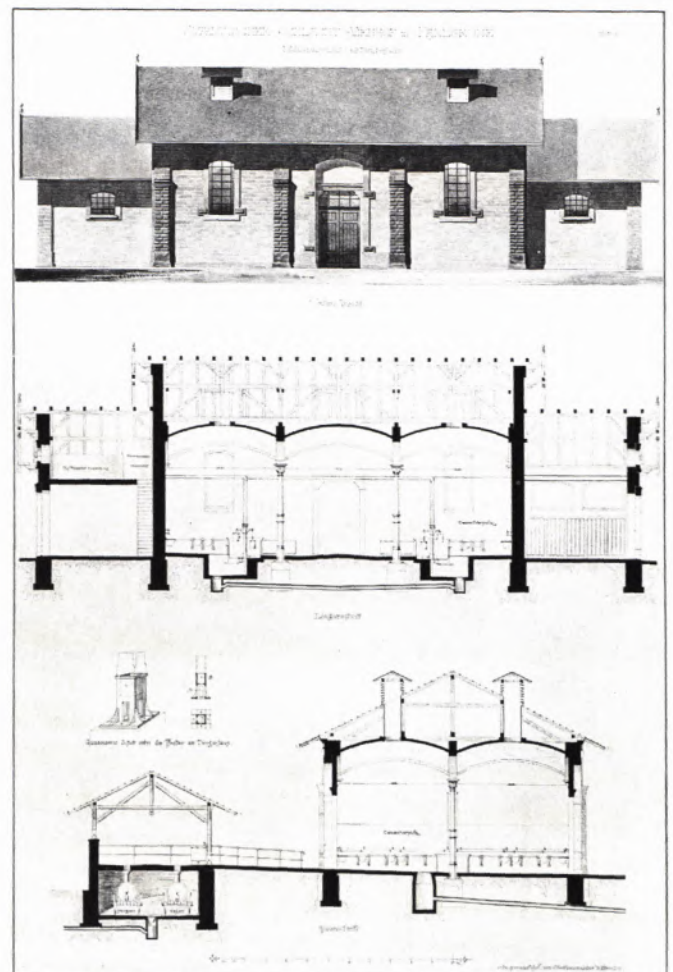
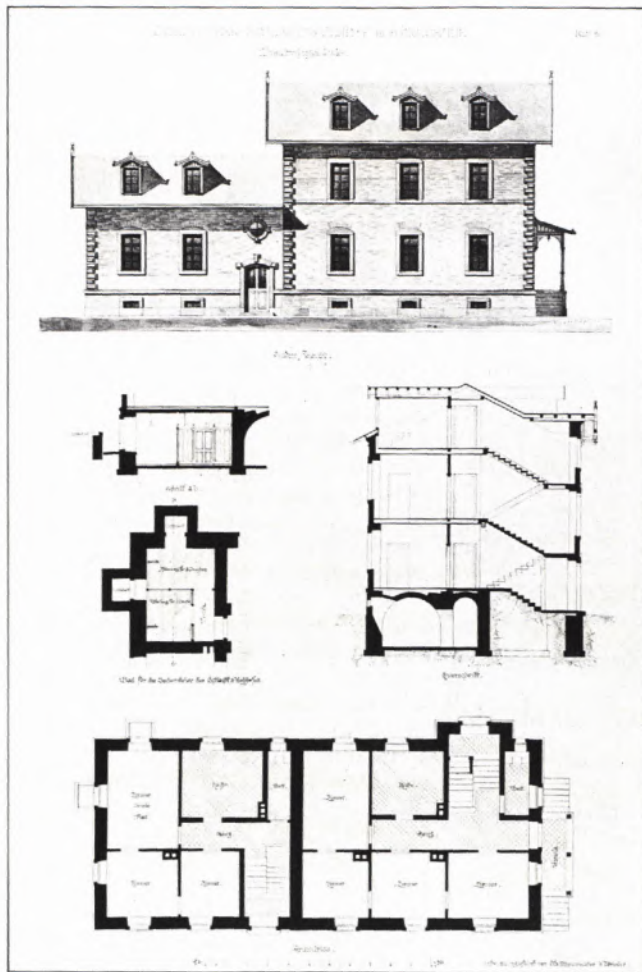


■ 7 Grundriß des herrschaftlich gestalteten Zufahrtbereichs von Schlacht- und Viehhof.

Der Charakter der ausgeführten Architektur bot einen angemessenen Rahmen für diese Feierlichkeiten. Eingedenk der Mahnung Lydtins war „das Widerliche“ der Zweckbestimmung wirkungsvoll neutralisiert und in den Hintergrund gedrängt worden. Die dazu verwendeten Methoden sind für die Zeit charakteristisch. Architekten früherer Epochen wären mit einer solchen Bauaufgabe anders umgegangen, hätten die Anlage vielleicht unbefangener im Sinne einer „architecture parlante“, einer „sprechenden Architektur“ gestaltet, und wenigstens mit einem antikisierenden Stierschädelfries auf ihre Funktion hingewiesen. Architekten einer späteren

Bestimmend ist die Zufahrtslösung mit dem halbrunden Platz. Das Börsegebäude in seiner Mitte hat eine entscheidende Gelenkfunktion inne. Mit den beiden symmetrisch flankierenden Verwaltungsgebäuden für den Vieh- und den Schlachthof dominiert es die Hauptschaufassade entlang der Durlacher Allee, und es markiert gleichzeitig die in die Tiefe führende und beide Bereiche trennende Mittelachse, an der sich, wiederum symmetrisch, die beiden Stallgebäude gegenüberstehen.

Bereits im Planbild signalisieren also die Ordnung und die Symmetrie der Schaufassade sowie die Tiefenerstreckung entlang einer Mittelachse einen öffentlichen, repräsentativen, ja herrschaftlichen Anspruch der Anlage. Die Formsprache der einzelnen Bereiche konkretisiert diesen Anspruch weiter: Entsprechend den zugeteilten Funktionen wird deutlich unterschieden zwischen den Verwaltungsbauten und dem Börsen- und Restaurationsgebäude einerseits und den Schlacht- und Stallgebäuden andererseits. Die ersteren, an der Schaufassade zur Durlacher Allee, sind ganz aus hellem Sandstein gebaut: Mit ihren kräftig rustizierten Erdgeschossen und den pilastergeschmückten Obergeschos-



■ 8 Das Dienstwohngebäude am südlichen Ende der Mittelachse (links).

■ 9 Das Gebäude der Kaldaunenwäsche: Selbst Bauten für untergeordnete Funktionen wurden sorgfältig gestaltet (rechts).

■ 10 Detail eines Fensters und seiner Jalousienkonstruktion.

sen zeigen sie die repräsentativen Schmuckformen aus der italienischen Renaissance, die auch die gleichzeitige Villenarchitektur prägt. Die Stall- und Schlachthausbauten kontrastieren durch ihr rotes Sandsteinmaterial und durch ihr robusteres Aussehen, das auf feingliedrige Zierat, aber keineswegs auf archi-

tektonische Gliederung verzichtet. Diese gestalterische Zweiteilung der Anlage ist lange Zeit – auch von Denkmalpflegern – als Legitimation mißverstanden worden, den Baubestand des Schlacht- und Viehhofes in einen qualitativ hochwertigen und in einen weniger wichtigen Bereich zu scheiden: Galten die Verwal-



■ 11 Innenansicht der Schlachthalle für Schweine. Photo ca. 1887.



■ 12 Relief über dem Eingang der Schweinemarkthalle aus dem Jahr 1927. Photo 1991.

tungsgebäude an der Durlacher Allee als zweifelsfrei erhaltenswürdig und als erfreuliche Akzente der hier im übrigen nicht allzu attraktiven Straßenachse, so schienen die Funktionsbauten, die Hallen und Ställe von untergeordneter Bedeutung und eher verzichtbar zu sein. Eine Beurteilung der Anlage nach inhaltlichen, funktionalen und geschichtlichen Aspekten führt jedoch zu einer ganz anderen Wertung. Schließlich waren ja gerade die Hallen, in denen ein Jahrhundert lang der Stall-, Markt- und Schlachtbetrieb ablief, die *raison d'être* der ganzen Anlage; die Verwaltung sorgte nur für den geregelten Ablauf. Doch die ästhetisierende Trennung in einen „schönen“ und einen „uninteressanten“ Teil übersieht auch, daß die beiden Bereiche nicht nur funktional aufeinander angewiesen sind, sondern daß diese Art der Anlage auch architekturgeschichtlich legitimiert und in eine lange Traditionslinie eingebunden ist. Sie führt den Typus der *Villa rustica*, des Herrenhauses mit den zugehörigen Ökonomiegebäuden fort; einen seit der Antike beleg-

baren Typus, der – vermittelt über die zentrale Figur Andrea Palladios – bis in die Neuzeit wichtig war. Die in vielen Beispielen geläufige Symbiose aus gründerzeitlicher Fabrikantenvilla und unmittelbar angrenzender Produktionsstätte gehört zu den letzten Ausläufern dieser Tradition, die sogar noch die Anordnung und Gestaltung großindustrieller Anlagen des Ersten Weltkrieges bestimmte: Ein naheliegendes Beispiel hierfür sind die gewaltigen Bauten der als „IWKA“ bekannten Deutschen Waffen- und Munitionsfabrik in Karlsruhe, bei denen zwischen schloßartigem Sozialgebäude und den Produktionsstätten in ähnlicher Weise unterschieden wird (s. den Artikel *Imperiale Industriearchitektur. Architektonische Formensprache einer Waffenfabrik von 1914–1918. Nachrichtenblatt Heft 1/1990*).

Perspektiven

Was wird die Zukunft, was wird die geplante Bundesgartenschau für den Schlachthof bringen? Einmal abgesehen von dem Omen, daß die Anlage ziemlich genau in der Mitte zwischen dem Wohlfahrtsgebäude der Waffenfabrik IWKA (Abbruchgenehmigung vom Regierungspräsidium erteilt im Jahr 1990) und dem Gefängnis Karlsruhe-Durlach (abgebrochen 1991) liegt, scheinen die Voraussetzungen für eine neue, denkmalverträgliche Nutzung der Anlage nicht ungünstig. Eine Bundesgartenschau, die nicht nur eine Ausstellung von Zierpflanzen sein

will, sondern ein zukunftsweisendes Umgestaltungskonzept für eine großflächige, innenstadtnahe Industriebrache erarbeiten und umsetzen möchte, kann ihren Wert und ihre Nützlichkeit an einem Komplex wie diesem erproben und beweisen. Dabei darf man erwarten und fordern, daß die Eigenarten und der Wert des Kulturdenkmals erkannt und respektiert werden: Nicht nur die in ein nostalgisch-postmodernes Konzept einzupassenden Verwaltungsgebäude an der Schauseite sind ernstzunehmen, sondern auch die spröderen Stall- und Hallenbauten. Der für eine Gartenschau so suggestiv klingende Name des Schlosses Gottesau darf nicht dafür blind machen, daß dieses Gebiet keine Auenlandschaft ist oder werden kann, sondern daß hier ein hochrangiges Industriedenkmal von urbanem Charakter vor uns steht. Die Herausforderung besteht darin, eine stadtgerechte Lösung zu finden, die die Aufgaben und Anforderungen der Ökologie und der Denkmalpflege erfüllt, und die sich nicht mit dem schönen Schein zufrieden gibt.

Literatur:

Handbuch der Architektur, 4. Teil, 3. Halb-Band, 2. Heft: Gebäude für Lebensmittelversorgung. Schlachthöfe und Viehmärkte, von Georg Osthoff. Darmstadt 1891.

R. Baumeister: Hygienischer Führer durch die Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe. Festschrift zur XXII. Versammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege. Karlsruhe 1897.

H. Hartmann: Der Schlacht- und Viehhof der Stadt Karlsruhe, in: *Industriearchitektur in Karlsruhe: Beiträge zur Industrie- und Baugeschichte der ehemaligen badischen Haupt- und Residenzstadt bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 6. Karlsruhe 1987*.

Dr. Leo Schmidt

LDA · Inventarisierung
Durmersheimer Straße 55
7500 Karlsruhe 21

Denkmal-Schicksale

Peter Schubart

■ 1 Bofsheim, Brückenstr. 20. Das Kleinbauernanwesen vor der Translozierung in das Freilandmuseum Walldürn-Gottersdorf. Landschaftstypische, schlichte Bauart mit ehemals freiliegendem Fachwerk, das im Eckpfosten mit 1777 datiert ist.



Der Umgang mit dem Denkmalbestand im kleinen badischen Dorf Bofsheim bei Osterburken ist Anlaß zu diesem Bericht. Dabei kann Bofsheim stellvertretend für andere Orte mit ähnlichen Fällen stehen. Drei Hofanlagen verschiedener Größe wurden von neuen Eigentümern übernommen und je nach öffentlichen und privaten Interessen unterschiedlich behandelt: Ein Gebäude wurde nach Auseinandersetzungen mit dem Straßenbau und der Gemeinde abgetragen, um im Gottersdorfer Freilichtmuseum wieder aufzuerstehen. Eines verlor seine stattliche Scheune, bekam dafür Palmen in den Hof gesetzt, und das dritte erfreut das Herz durch liebe- und maßvolle Pflege.

Besondere Schicksale? Vielleicht ganz normale und deshalb wohl auch einmal berichtenswerte Beispiele.

Bofsheim bei Osterburken

Der Ort: gewachsen als Haufendorf, eine evangelische Kirche von 1777 mit älteren Teilen finden wir am westlichen Ortsrand. Von Norden nach Süden durchschneidet der im

offenen Bachbett fließende Rinschbach das Dorf, noch im 14. Jahrhundert das Herrschaftsgebiet des Ortsadels und der von Rosenberg teilend. Von Würzburg belehnt, übernahmen die von Rosenberg später den gesamten Ort und führten 1562 die Reformation ein. Das Geschlecht starb zu Ende des Dreißigjährigen Krieges aus, die neuen Herren wur-



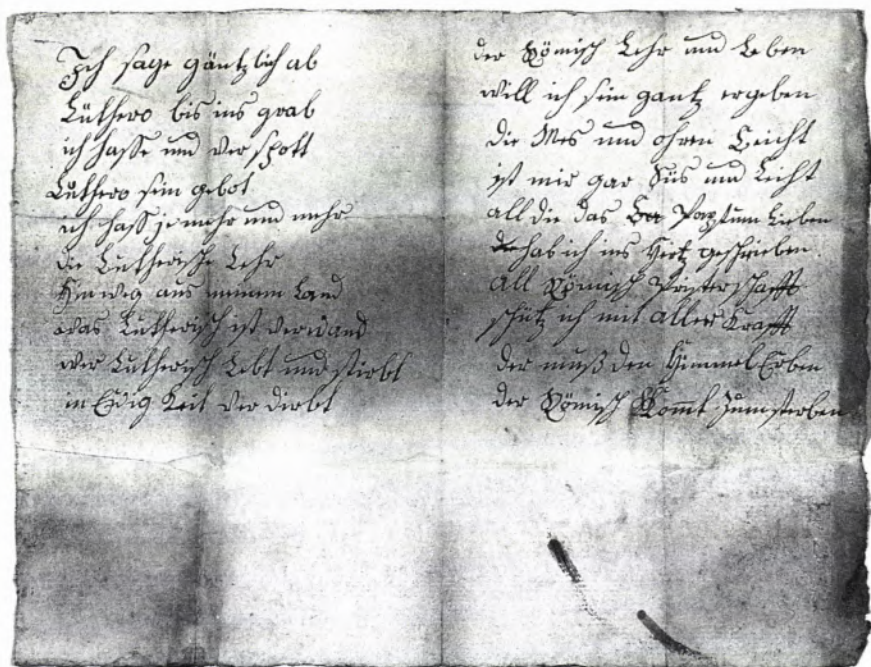
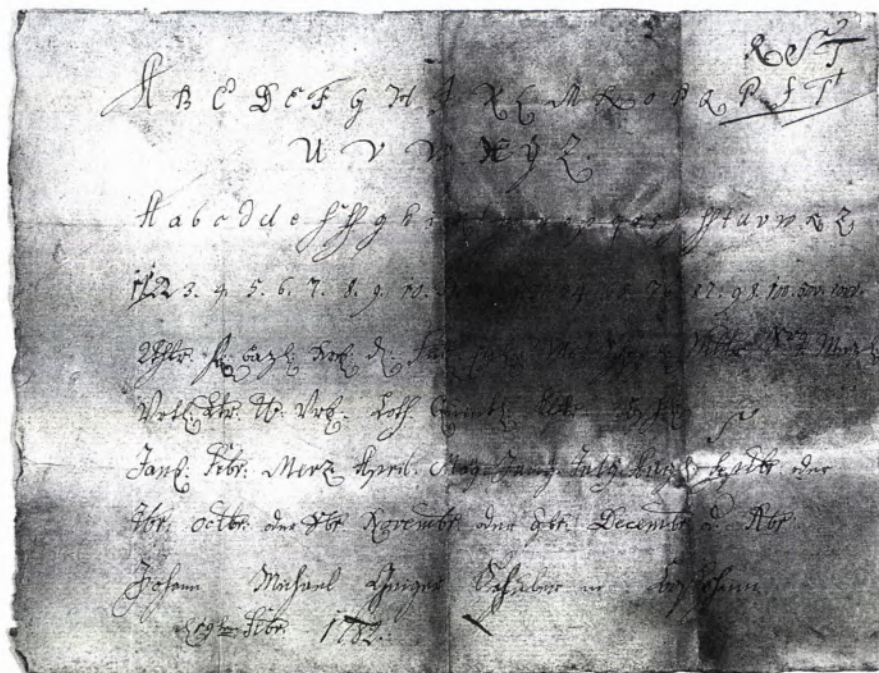
■ 2 Wiederaufbau des Hauses Brückenstraße 20 im Freilandmuseum.

den 1638 die katholischen Grafen von Hatzfeld, die die Gegenreformation betrieben. 1730 folgten die ebenfalls dem katholischen Glauben anhängenden Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Rochefort. Die Glaubenszugehörigkeit der Bofsheimer blieb jedoch überwiegend evangelisch in einem gemischtgläubigen Umland. Die daraus folgenden Auseinandersetzungen werden uns noch beschäftigen.

Links und rechts des Rinschbaches verläuft je eine Straße, die östliche ist als Ortsdurchfahrt und Landesstraße viel befahren. An beiden Straßen aufgereiht stehen einige der etwa 20 Bauten von Bofsheim, denen eine Kulturdenkmaleigenschaft zugesprochen ist.

Die Ortsdurchfahrt sollte sich, so zeitweilige Vorstellungen der Gemeinde vor einigen Jahren, über den Bach hin ausweiten. Wir kennen genügend nachteilige Beispiele dieser Art im Lande. Hier blieb das Bachbett sichtbar und konnte vor der Verdolung gerettet werden. Die Straße jedoch in ihrer Schmalheit dehnte sich nach der anderen Seite aus und berührte die Häuser. Ab-

■ 3 Das gefaltete Blatt Papier mit den Schreibübungen des Johann Michael Geiger von 1782 und den vieldeutigen Versen. Das Blatt wurde vom letzten Eigentümer unter dem Rahmenholz einer zugesetzten Tür gefunden.



<p>„Ich sage gänzlich ab Luther bis ins grab ich hasse und verspott Luther sein gebot ich hass je mehr und mehr die Lutherische Lehr Hinweg aus meinem Land was Lutherisch ist verwand wer Lutherisch lebt und stirbt in Ewigkeit verdirbt</p>	<p>der Römisch Lehr und Leben will ich sein gantz ergeben die Mes und ohren Beicht ist mir gar Süs und Leicht all die das Papstum Lieben hab ich ins Hertz geschrieben. all Römisch Priesterschaft schütz ich mit aller Kraft der muß den Himmel Erben der Römisch kommt zum sterben“</p>
--	---

risse waren die Folge, Löcher im Ortsbild entstanden.

Abbruch und Freilandmuseum

Im Wege stand auch das Haus Brückenstraße 20, das sog. Beckenbubenhaus (ein Vorfahre war Bäcker), mit seiner zweiläufigen, durch ein rot-weißes Warnschild geschützten und schließlich abgerissenen Außentreppe. Dem äußerlich bescheidenen Kleinbauernhaus mit rückwärtiger neuerer Scheune sah man seine Kulturdenkmaleigenschaft zunächst kaum an, wie dies häufig bei den schlichten, oft ärmlichen Bauten des Baulandes der Fall ist. Das landschaftstypische Gebäude hat über einem 1,75 m hohen Sockel mit Kleinkeller ein Wohn- und darüber im Dach das Schlafgeschoß. Bei näherer Untersuchung des Hauses fand sich in einer eingeritzten Kartusche eines Eckpfostens die Jahreszahl „1777“ und ein Namenskürzel „IHAG“ des Johann Adam Geiger, der von 1726–1797 lebte und das Haus erbaut, es mindestens grundlegend umgebaut hatte. Das Fachwerk der Hauptgeschosse lag ursprünglich frei.

Das Innere barg einige weitere Überraschungen: Rechts vom Flur im Wohnraum eine Stuckdecke, in der Raumecke ein verziertes Wandschränkchen, Holzverkleidungen, Barocktüren und einige alte Möbel, links im Flur die Treppe ins Dachgeschoß mit sorgfältig geschnitzter Wange, geradeaus die Küche mit einem Außenbackofen. Der letzte Eigentümer des Hauses

fand bei Renovierungsarbeiten, eingelegt in das Rahmenholz eines Türsturzes einer zugesetzten Tür, einen 17×22 cm großen, beidseitig beschriebenen und mehrfach gefalteten Papierbogen mit Unterschrift „Johann Michael Geiger, Schüler in Bofsheim, 19. Febr. 1782“, vom jüngsten Sohn des Hauserbauers. Auf der Unterschriftseite ist das Blatt mit Alphabet, einer Zahlenreihe, mit Geld- und Maßeinheiten und der Monatsfolge versehen, wohl eine Schönschreibübung oder auch eine Schulabschlußarbeit des Vierzehnjährigen, wie vermutet wurde.

Beachtlich ist die zweite Seite des Bogens mit einem originellen, vieldeutigen Religionsbekenntnis (s. Abbildung und Text im Kasten). In wohlgesetzten Versen wird im linken Teil die lutherische Lehre verteuftelt, während rechts die katholische Kirche verherrlicht wird. Liest man jedoch beide Teile horizontal zusammen, so ergibt sich der entgegengesetzte Sinn in gekonnten barocken Alexandriner-Versen, nämlich nun eine Verherrlichung des Luthertums und die Schmähung des Katholizismus – wohl das Grundanliegen der Verse und des Verfassers: Der „ganze“ Vers, die „ganze“ Wahrheit. Ob die Verse ein Mitglied der Familie Geiger dichtete, ist freilich unwahrscheinlich, dafür sind sie zu geschmeidig und gekonnt. Daß sie abgeschrieben wurden und der Zettel versteckt oder an sicherem Platz aufbewahrt wurde – dies läßt zu vielerlei Deutungen ein.

Letzten Endes sind die Verse ein Zeugnis der ständigen religiösen Auseinandersetzungen in einem Gebiet, das oft dorfwweise, je nach Herrschaft, dem evangelischen oder katholischen Glauben anhing.

Die Brückenstraße 20 kann, wie wir sehen, einiges erzählen. Aber ein Erhalt des Hauses an bisheriger Stelle gelang nicht, die Argumente des Straßenbaues waren stärker. Der Eigentümer, der seinen alten Besitz mit Idealismus zusammengehalten hatte, war zwischenzeitlich verstorben, eine Rettung des nun unbewohnten Hauses schien nicht mehr möglich. Da bot das Freilandmuseum Gottersdorf an, das Haus in das Museumsdorf zu übernehmen – unter der Bedingung, daß auch die Innenausstattung zur Verfügung gestellt wird. Durch Bauaufnahme, Fotos und restauratorische Untersuchungen wurde das Gebäude gründlich dokumentiert und schließlich sorgfältig ab- und in Gottersdorf wiederaufgebaut, wo es nun bald in neuer Umgebung erste



Besucher empfangen wird. Die Archäologen fanden unter dem Gebäude Reste mehrerer Vorgängerbauten, die auch Gegenstand der Ausstellung sein werden.

Für die Wissenschaft, hier besonders für die Volkskunde, ist ein Beleg als Museumsstück gerettet. Im Dorfbild klafft jedoch eine weitere Lücke als Verlust für die Denkmalpflege vor Ort.

Substanzverlust

Neben dem oben genannten Haus finden wir die stattlichste Hofanlage von Bofsheim, einen offenen Dreiseithof mit geräumigem, dreigeschossigem Wohnhaus, das im Kellerbogen mit der Jahreszahl 1817 und am Scheunen-Torbogen mit 1818 datiert ist. Der Erbauer der Hofanlage „Neuhaus“ war Johann Matthias Geiger, im schmiedeeisernen Geländer der Eingangstreppe sind die Initialen „MG“ eingearbeitet. Er war einer der reichsten Bauern der Gegend. Zum Anwesen gehören das Wohnhaus mit einem verputzten Eichenholz-Fachwerk über massivem Kellergeschoß, zwei geräumige Fachwerkscheunen, Nebengebäude und eine ehemalige überdachte Göpelanlage mit Rundgang und Dreschplatz, erbaut um 1900. Besonders eindrücklich sind die geschnitzten Eichenholzfenster mit Bleisprossen, die Schiebesteine an den Kellerfenstern und andere sorgfältig gearbeitete Details am Wohnhaus.

■ 4 Das stattliche, aber pflegebedürftige Wohnhaus der Hofanlage von 1817/1818.



■ 5 Die Hofanlage von Westen mit den beiden Scheunen und Nebengebäuden.



■ 6 Nebengebäude mit der ehem. Göpelanlage (Dreschplatz) um 1900 (Bildmitte), inzwischen abgebrochen.



■ 7 Bauernhof Kirchweg 4, ein sog. Streckhof, von 1761, in einer alten Aufnahme von ca. 1925 mit verputztem Fachwerk.

Die Gebäude der Hofanlage, bisher wenig verändert, das Wohnhaus im Inneren eine Fundgrube, warteten dringend auf eine verständnisvolle Behebung der Schäden und auf eine sorgfältige Instandsetzung. Leider konnte aber der Abriss der großen Scheune aus Fachwerk, des Backofens und der Göpelanlage nicht verhindert werden. Dazu sind einige Maßnahmen – am Denkmalamt vorbei – technisch und ästhetisch unbefriedigend und dem Denkmal nicht angemessen ausgeführt worden.

Beispielhafte Erhaltung

Dabei gibt es gute Beispiele im Ort, wie erfolgreich eine behutsame Sanierung ohne besondere Mehraufwendungen sein kann. Eines sei vorgestellt: Im Kirchweg 4 steht ein sog. Streckhof („Philipps-Haus“), eine kleine Hofanlage mit zweigeschossigem Wohnhaus, angebauter Scheune in gleicher Firstrichtung und wieder zweiläufiger

Staffel in Sandstein mit steinernen, aufwendigen Brüstungsdockern als Zugang zum Hauptgeschoß. Die Staffel war bisher das auffallendste an diesem bis zur letzten Renovierung verputzten Wohnhaus. Inzwischen ist das Fachwerk freigelegt und mit den hellockerfarbenen Feldern und rotem Holzwerk nach Befund gestrichen worden. Am südwestlichen Eckpfosten fand sich auch hier wieder die eingeritzte Jahreszahl des Neubaus oder Umbaus mit „1761“, dazu die Buchstaben „P.B.“, (Johann) Philipp Böhm, und „L.G.“, (Johann) Lorenz Geiger. Weite Teile des Fachwerks auch die profilierte, später teilweise abgeheilte Holzschwelle, stammen aus dieser Zeit. Der Westgiebel wurde etwa um 1900 mit einer in dieser Gegend wenig üblichen Schieferverkleidung versehen, die jetzt ausgetauscht wurde. Sie verdeckt – und schützt – das Erbauungsdatum im Eckpfosten. Der Hauserbauer Böhm wurde 1691 in Laibach geboren, war seit 1714 als Knecht bei dem Bauern Sebastian Hettinger in Bofsheim tätig und heiratete, da ein Kind unterwegs war, 1716 die Tochter des Hauses – nicht ohne Schwierigkeiten. Im nicht großen Neubau von 1761 wohnen nach den Archivunterlagen der alte Bauer (er starb 1770) mit seiner Frau, der Schwiegersonn Lorenz Geiger, ein Leineweber und Bauer, mit seiner Frau und vier Kindern, sowie zeitweise Mägde und Knechte (freundliche Mitteilung des jetzigen Hauseigentümers).

Der heutige Eigentümer hat die Sanierung des Hauses in vorbildlicher Weise mit Hilfe von Dorfentwicklungsmitteln durchgeführt, ohne auf den heute selbstverständlichen Komfort im Inneren zu verzichten. Die innere Raumaufteilung wurde so gut wie nicht verändert, die schlichte Geschoßtreppe und die Keilstufentreppe im Dachgeschoß blieben erhalten. Die alten Fachwerkwände, meist Stickscheiter mit Lehmverstrich, erhielt man soweit möglich. Die Wärmeöffnung vom unteren zum oberen Geschoß ist weiter in Benutzung. Die Holzdielen konnten teilweise übernommen werden, soweit notwendig, wurden neue Dielen eingebaut. Erneuert werden mußten auch die Fenster als Holzverbundfenster und die Fensterläden in einer dem Gebäude entsprechenden Ausführung. Im Dachgeschoß wurden weitere, durch neue Schleppgauben belichtete Zimmer eingerichtet.

Die Behandlung des Äußeren signalisiert schon von weitem den behutsamen Umgang mit dem Denkmal:



■ 8 Das vorbildlich restaurierte Anwesen mit der erhaltenen Schieferverkleidung am Westgiebel.

■ 9 Die Dachdeckung besteht aus alten Biberschwanzziegeln, das rote Fachwerk mit den hellen Feldern wurde nach Befund gefaßt.

Nicht nur, daß die Farbgebung befundgetreu ausgeführt wurde, der Westgiebel wieder seine Schieferverkleidung erhielt. Auch das Dach wurde mit alten Biberschwanzziegeln in Einfachdeckung und mit Spließen gedeckt. Dadurch lebt das Haus und grüßt als Altbau. Dieser Respekt vor dem Alter des Anwesens zeigt sich auch an der Scheune, die die gleiche Dachdeckung erhielt, der Schuppenanbau wurde zünftig mit Holzlatten verkleidet und das kleine Gärtchen mit bunten Bauernblumen bepflanzt und mit einem Holzzaun zwischen Sandsteinpfeosten eingegrenzt. Eine Kinderspielecke ist nicht vergessen.

Dipl.-Ing. Peter Schubart
LDA · Bau- und Kunstdenmalpflege
Durmshheimer Straße 55
7500 Karlsruhe 21



Die Murrhardter Doppelhäuser des 18. Jahrhunderts

Petra Wichmann



■ 1 Flurkartenausschnitt No 4534 von 1831 mit den damals bereits als Doppelhäuser kartierten Gebäuden: 1 Untere Schulgasse 6/8; 2 Brandgasse 4/6; 3 Brandgasse 3/5; 4 Mittelgasse 39/41; 5 Kirchgasse 6/ Untere Schulgasse 22; 6 Hauptstr. 27/29. (Mit frdl. Genehmigung des Landesvermessungsamtes Baden-Württemberg.)

Im Zuge der Neubearbeitung der Liste der Kulturdenkmale von Murrhardt sind bei den Ortsbegehungen einzelne aus dem 18. Jahrhundert stammende Häuser aufgefallen, die in ihren Fachwerkfassaden vom Üblichen abweichende Gliederungselemente aufweisen. Beobachtet wurden zunächst traufständige Gebäude, die an einer Gebäudehälfte in den Fensterbrüstungen z. B. Andreaskreuze, an der anderen V-Streben oder aber gerade Stiele besitzen (Abb. 2, 2 a, 3). Was für ein Haustypus ist das? Hat es sich hier ursprünglich um einen Wohnteil und einen im Fachwerkbild abgesetzten Wirtschaftsteil gehandelt? Durch Innenbegehungen hat sich das Rätsel schnell lösen lassen: Es sind Doppelhäuser.

Nach heutigem Kenntnisstand gibt

es in Murrhardt noch fünf teils giebel-, teils traufständige solcher Doppelhäuser, die einschließlich ihrer Innenaufteilung überliefert sind. (Brandgasse 3/5 und 4/6, Mittelgasse 39/41, Untere Schulgasse 6/8 und 22, Kirchgasse 6, Abb. 2–6.) Weitere Beispiele für Doppelhäuser sind bereits stärker verändert, so z. B. das Gebäude Hauptstraße 27/29 und das sog. Grabenschulhaus in der Oberen Schulgasse 6, das als Sondertypus ab 1771/72 für die Nutzungen Schule und Subdiakonats errichtet wurde, in seinem Inneren heute aber zu einem Gebäude zusammengezogen ist.

Entstehungsgeschichte und Quellen

Alle diese Doppelhäuser entstanden

etwa gleichzeitig. Die altwürttembergische Kleinstadt Murrhardt war nämlich 1765 durch einen großen Stadtbrand weitgehend zerstört worden. Zugrunde ging damals die gesamte Bebauung innerhalb der Stadtmauern; erhalten blieben nur der durch eine eigene Mauer abgetrennte Stiftsbezirk und die vorstädtischen Ansiedlungen. Der innerhalb weniger Jahre vollzogene Wiederaufbau erfolgte unter Leitung des herzoglichen Landbaumeisters Johann Adam Groß d.J. Der Stadtgrundriß wurde reguliert, dabei aber an den Hauptstraßenzügen die traditionelle Giebelstellung beibehalten, an den Nebenstraßen konnten giebel- und traufständige Gebäude nebeneinander stehen. Ein einheitlicher Haustypus wurde damals nicht vorgeschrieben. Gefor-

dert waren lediglich massive Erdgeschosse, darüber durften ein bis zwei Fachwerkstöcke erstellt werden.

Weiterreichende Gestaltkriterien lassen sich aus den Großschen Bauverordnungen für andere in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Bränden betroffene württembergische Städte rückschließen: Die Fassaden sollten möglichst „senkrecht“ und „symmetrisch“ aufgeführt werden; untersagt wurden deshalb Geschoßvorstöße, Erker und vorgelegte Freitreppen. Als repräsentativ galten Walmdächer, die in Murrhardt jedoch nur vereinzelt realisiert wurden; üblich blieben hier Sattel- bzw. Halb- und Krüppelwalmdächer.

Dieser Murrhardter Wiederaufbau ist durch ein Brandprotokoll von 1768 sehr gut dokumentiert. Zu allen betroffenen Gebäuden sind die Hausbesitzer mit Beruf, der Standort ihrer beim Brand verlorenen Gebäude und der Neubau mit einer Beschreibung der Nutzungen der Räume und dem 1768 erreichten Baufortschritt festgehalten. Durch diesen glücklichen Umstand läßt sich auch einiges über die Entstehungs- und Nutzungsgeschichte der Doppelhäuser sagen. Zudem ist auch die Quellenlage des 19. Jahrhunderts recht gut, da es neben dem Urkataster von 1832 ein Häuserbuch von 1841 gibt.

Dem Brandprotokoll läßt sich z. B. über das traufständige Gebäude Brandgasse 4/6 entnehmen, daß es sich Ludwig Wieland, Schneider, und Hans Jörg Veilhinger, Schuhmacher, gemeinsam erbauten. Sie hatten zuvor am gleichen Standort ebenfalls ein gemeinsames Haus besessen. Die Beschreibungen ihrer Haushälften sind identisch: „... Hälfte einer dreistöckigen Behausung samt gewölbtem Keller. Im unteren Stock: eine Stallung zu 5 bis 6 Stück Vieh, ein Öhrn. Im zweiten Stock: 1 Stuben, ein kl. Stubenkammerle, eine Küchin. Im dritten Stock nämliche Beschaffenheit wie im 2. Stock. Unterm Dach: 2 Kammern. Hinter dem Haus Schweinestall.“ (vgl. Abb. 3 b, c).

Schräg gegenüber hatten Hans Jörg Eger, Schuhmacher, und Michael Schwaderer, Tuchmacher, ein gemeinsames giebelständiges Haus erbaut (Brandgasse 3/5). Sie besaßen zuvor zusammen ein Haus in der Hafner Gassen und hatten ihren Neubau 1768 zu zwei Drittel aufgebaut. Er wird summarisch beschrieben, d. h. nicht nach Haushälften



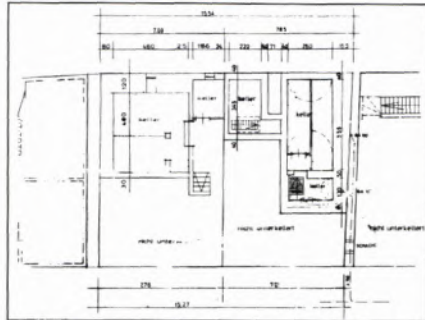
getrennt: „Im unteren Stock 2 kleine Stuben, 2 dergleichen Küchin, 2 kleine Ställen. Im zweiten Stock 2 Stuben, 2 Küchin, 2 Kammern. Unterm Dach 4 Kammern.“ (vgl. Abb. 4 a–c). Bei den Beschreibungen werden zumeist alle Räumlichkeiten beider Haushälften getrennt aufgezählt. Es finden sich aber auch Formulierungen wie: Der Anteil des einen „ist durchaus wie“ des 2. Hauseigentümers „herüb spezifizierter Hausteil in allen Commoditäten beschaffen“.

Charakterisierung der Doppelhäuser

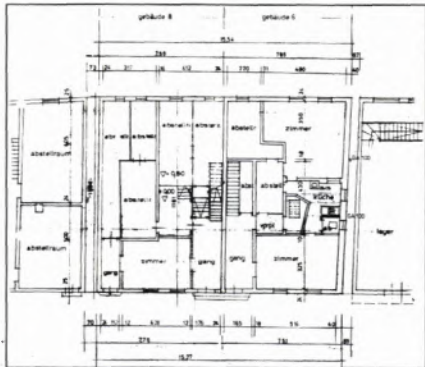
Das Gemeinsame all dieser Häuser, die äußerlich auf den ersten Blick den in Murrhardt ansonsten verbreiteten Häusern der Wiederaufbauzeit entsprechen, ist ihr spiegelsymmetrischer Aufbau. Diese rationale Konzeption bezieht sich auf die Fassadengestaltung und auch auf die Grundrißgliederung der Gebäude.

■ 2 Das traufständige Doppelhaus Untere Schulgasse 6/8. Die Straßenansicht mit dem auffälligen Wechsel der Gliederungselemente in den Fensterbrüstungen des 1. OG.

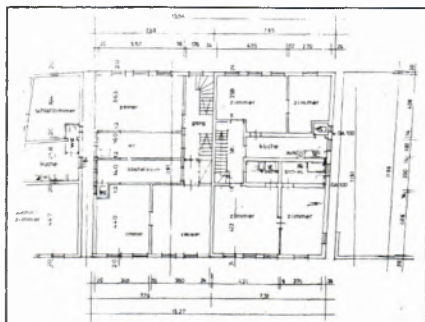
■ 2a Untere Schulgasse 6/8. Die Rückfront mit den überlieferten Stallfenstern im EG (rechts).



■ 2b Grundriß (von ca. 1970) der gesondert errichteten Keller.



■ 2c Grundriß (von ca. 1970) des EG mit den nebeneinander liegenden Eingängen, der mittigen Scheidwand und den parallel dazu laufenden Fluren. Der Gang links führt zum Stall.



■ 2d Grundriß (von ca. 1970) des OG mit mittiger Scheidwand und urspr. je Haushälfte 2 Stuben, Stubenkammer und Küche. Die im Zuge weiterer Besitzteilung eingestellten Zwischenwände an den mittigen Küchen gut ablesbar.

Die Fassaden der giebel- wie der traufständigen Doppelhäuser besitzen im Erdgeschoß mittig nebeneinander zwei Eingangstüren und in den Hauptgeschossen je zweimal drei Fenster (Ausnahme s. u.). Die Fenster sind also durch die gleichmäßig gereihten, gleich hohen Fenstergruppen und mittig ein größeres geschlossenes Wandstück charakterisiert.

Hinter diesem Wandstück verläuft die Trennwand, die sog. Scheidwand. Ursprünglich hat sich die Fassadengliederung durch die Fensterachsen bis ins Erdgeschoß erstreckt. D. h. für das Gebäude Brandgasse 4/6 sind bis in die 1950er Jahre im Erdgeschoß pro Haushälfte seitlich der Eingangstüren jeweils zwei nebeneinanderliegende Fenster belegt, die in den Achsen der Obergeschoßfenster angeordnet waren (Abb. 3 a). Heute sind alle Erdgeschosse mehr oder weniger überformt. (Bei den giebelständigen Häusern gibt es zudem die im gleichen Format wie in den Hauptgeschossen ausgeführten Fenster im 1. Dachgeschoß. Sie öffnen sich nicht in den Achsen der Hauptgeschosse, sondern sind gegen die Mittelachse zu näher zusam-

mengerückt. Da diese Häuser heute verputzt sind, läßt sich momentan nicht beantworten, ob diese Fenster ursprünglich sind oder nachträglich vergrößert wurden.)

Abweichend von der symmetrischen Fassadengestaltung sind die eingangs bereits erwähnten Fachwerkdetails in den Fensterbrüstungen der traufständigen Doppelhäuser ausgeführt. Die dort angebrachten Andreaskreuze, V-Streben, geraden Stiele sind gleichsam als Zierformen in das späte Sichtfachwerk der Wiederaufbauzeit eingesetzt, das ansonsten nur aus vertikalen und horizontalen Hölzern aufgebaut ist. Mit diesem Detail in der Ausbildung des Fachwerks sind die jeweiligen Haushälften der Doppelhäuser entgegen allen Symmetrievorschriften doch noch individuell gegeneinander abgesetzt.

Im Inneren der Häuser ist zunächst festzustellen, daß die Keller – oft von den einzelnen Bauherren der Haushälften getrennt erstellt bzw. auch ältere Keller wiederverwendet wurden. Häufig wird dazu im Brandprotokoll festgehalten, daß die nach



■ 3 Das traufständige Doppelhaus Brandgasse 4/6. Die Straßenfront mit symmetrischer Fensteranordnung und wechselnden Gliederungselementen in den Fensterbrüstungen.

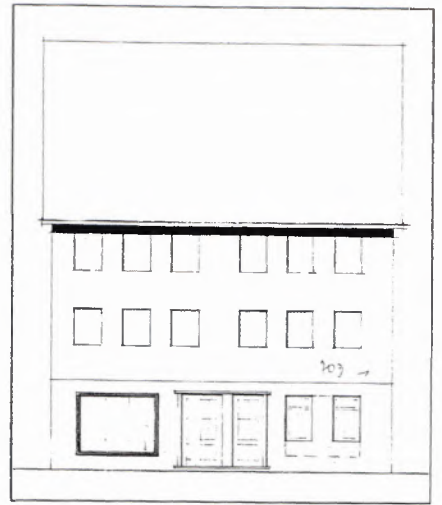
dem Brand noch vorhandenen Keller und Stockmauern der Vorgängerbauten im Zuge der Straßenregulierung niedrigergerissen werden mußten. Gemeinsam ist den Kellern aber in der Regel die Lage zur Straßenseite bzw. zur Rückseite und die Erschließung über Falltüren vom Flur aus.

Die symmetrische Hausteilung beiderseits der in Fachwerk ausgeführten Scheidwände beginnt erst im Erdgeschoß. Diese im rechten Winkel zur Straßenfront durch alle Geschosse verlaufenden Scheidwände teilen die giebelständigen Häuser längs und die traufständigen Häuser quer. Bei giebelständigen Häusern

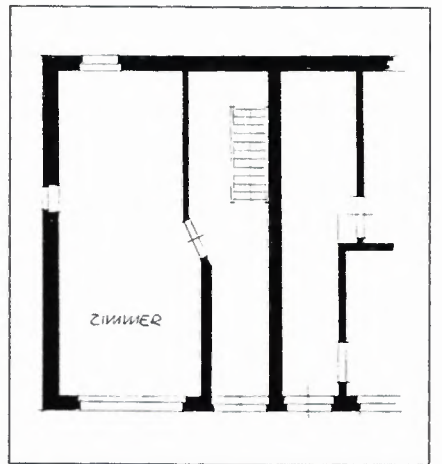
wird allerdings der Spitzboden quergeteilt, er wäre sonst kaum mehr begehbar.

Für die Grundrisse charakteristisch sind die innenliegenden Seitenflure und Treppen, d. h. die Erschließung der Häuser ist getrennt und jeweils parallel zu den Scheidwänden angelegt. Im übrigen aber sind die Grundrisse nicht genormt; sie sind jeweils den individuellen Nutzungsbedürfnissen bzw. den Gegebenheiten der Grundstücke angepaßt.

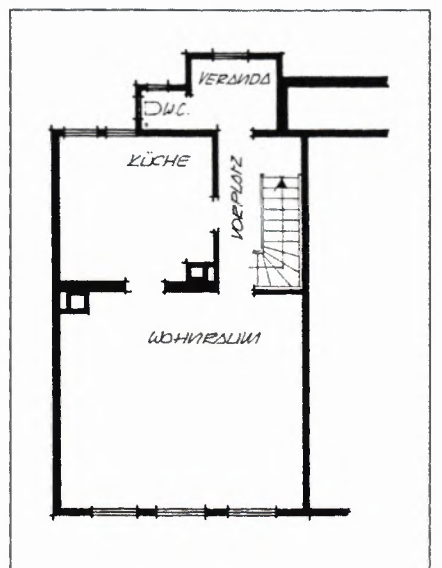
In den Erdgeschossen befanden sich ursprünglich Ställe oder zur Straße hin zusätzlich kleinere Wohneinheiten aus Stube und Küche. (Die rückwärtigen kleinen Stallfenster sind heute noch in der Westhälfte von Mittelgasse 39/41 ablesbar und in der Westhälfte von Untere Schulgasse 6/8 vorhanden, Abb. 2a.) Die Obergeschosse dienten und dienen dem Wohnen. Eine Wohneinheit umfaßt



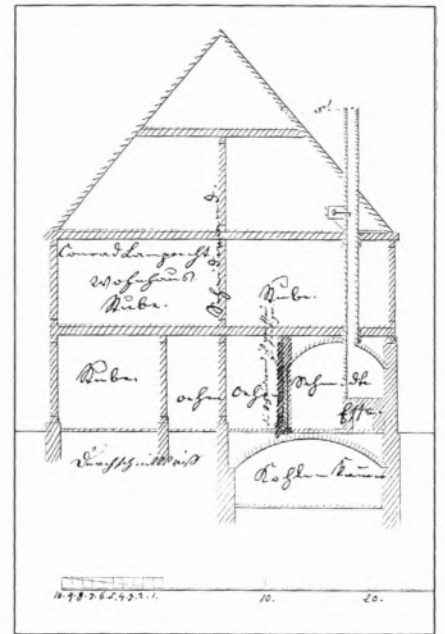
■ 3a Aufriß (von 1956), die rechte Haushälfte zeigt auch im EG noch die urspr. Gliederung.



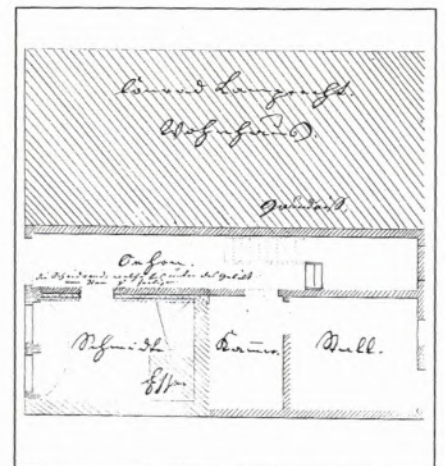
■ 3b Grundriß des EG (von 1956) einer Haushälfte, urspr. genutzt für Stallung und Öhrn.



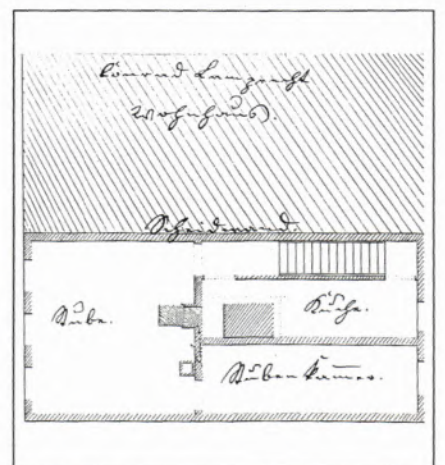
■ 3c Grundriß des 1. OG (von 1956) mit zur Straße liegender Stube und Küche; die zusätzliche Stubenkammer ist aufgegeben.



■ 4a Schnitt von 1846 anlässlich des Einbaus der „Feuerwerkstätte“ eines Messerschmieds.



■ 4b Grundriß des EG von 1846 mit Öhrn (= Flur), Schmiedewerkstätte, Kammer und Stall.

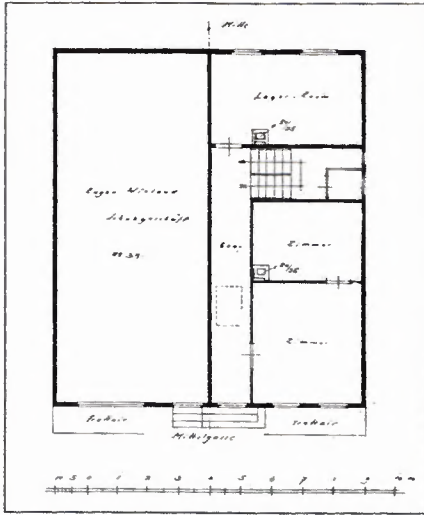


■ 4c Grundriß des 1. OG von 1846 mit zur Straße hin der Stube und im rückwärtigen Gebäudeteil nebeneinander Stube, Küche und Treppe.

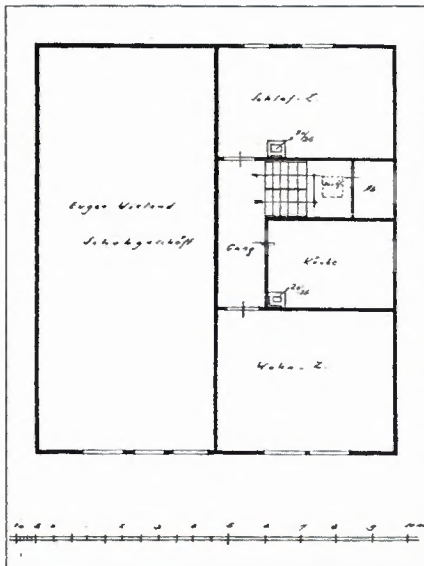
■ 4 Das giebelständige Doppelhaus Brandgasse 3/5. Straßenansicht mit den beiden Eingangstüren und dreiteiligen Fenstergruppen im OG.

neben der Küche je nach Haustiefe noch ein bis drei Räume. Charakteristisch ist dabei, daß die Stube zur Straßenseite hin liegt und sich über die ganze Breite der jeweiligen Haushälfte erstreckt, also durch die drei von außen sichtbar zu einer Gruppe zusammengefaßten Fenster belichtet wird. Nach rückwärts werden die Räume durch die seitlich abgetrennten Flure schmaler. Dort befinden sich auch die innenliegenden bzw. zur Rückseite hin angeordneten Küchen.

Kleinere Abweichungen vom symmetrischen Schema ließen sich offenbar – trotz anders gerichteter Intentionen – nicht vermeiden bzw. sind das Resultat späterer Umbauten. So ist beim Gebäude Brandgasse 3/5 der Abstand zwischen den Fenstern im ersten Obergeschoß nicht ganz gleich ausgefallen. Dies dürfte mit der Praxis des getrennten Auf- bzw. Ausbaus der jeweiligen Haushälften zusammenhängen (vgl.



■ 5a Grundriß des EG (von 1929) für die rechte Haushälfte. Urspr. mit Stube, Küche und rückwärtig einem Stall sowie im Gang der Falltüre zum Keller.



■ 5b Grundriß des 1. OG (von 1929) mit Stube, Küche und Kammer.

Abb. 4). Am Gebäude Untere Schulgasse 6/8, das abweichend vom üblichen Schema im ersten Obergeschoß insgesamt acht gleichmäßig gereichte Fenster besitzt, erstreckt sich die Gliederung der Fensterbrüstungen einer Haushälfte bis zum ersten Fenster der Nachbarhaushälfte. Da die alte Scheidwand vorhanden ist, könnte dies auch das Ergebnis eines Umbaus sein (Abb. 2).

Schließlich stellt das Doppelhaus Kirchgasse 6/Untere Schulgasse 22 heute einen Sonderfall dar. Eine Bauuntersuchung hat ergeben, daß bei diesem ursprünglich traufständigen Doppelhaus im 19. Jahrhundert die Erschließung für den Südteil an die dortige Giebelseite verlegt



wurde – dies war wohl letztlich eine Folge des Abbruchs der dort zuvor stehenden hohen Klostermauer und damit der Aufwertung der städtebaulichen Situation: seitdem grenzt der Südgiebel dieses Hauses an den Platz vor der Klosterkirche (Abb. 6 und 6 b).

Zusammenfassend läßt sich über die am Außenbau zunächst nur durch die unterschiedlich gestalteten Fensterbrüstungen auffallenden Murrhardter Doppelhäuser feststellen, daß sie – ob giebel- oder traufständig – jeweils aus zwei besitzmäßig und erschließungsmäßig klar voneinander getrennten Haushälften bestehen. Diese Hälften sind bezüglich der Fassaden wie auch der Raumaufteilungen im Inneren spiegelsymmetrisch konzipiert. Darüber hinaus handelt es sich aber nicht um einen starren Typus, der mehrfach gebaut wurde, sondern um einen Rahmen für individuelle Lösungen.

■ 5 Das giebelständige Doppelhaus Mittelgasse 39/41. Die Straßenansicht mit den beiden nebeneinander angeordneten Fluren und den beiden dreiteiligen Fenstergruppen im OG.

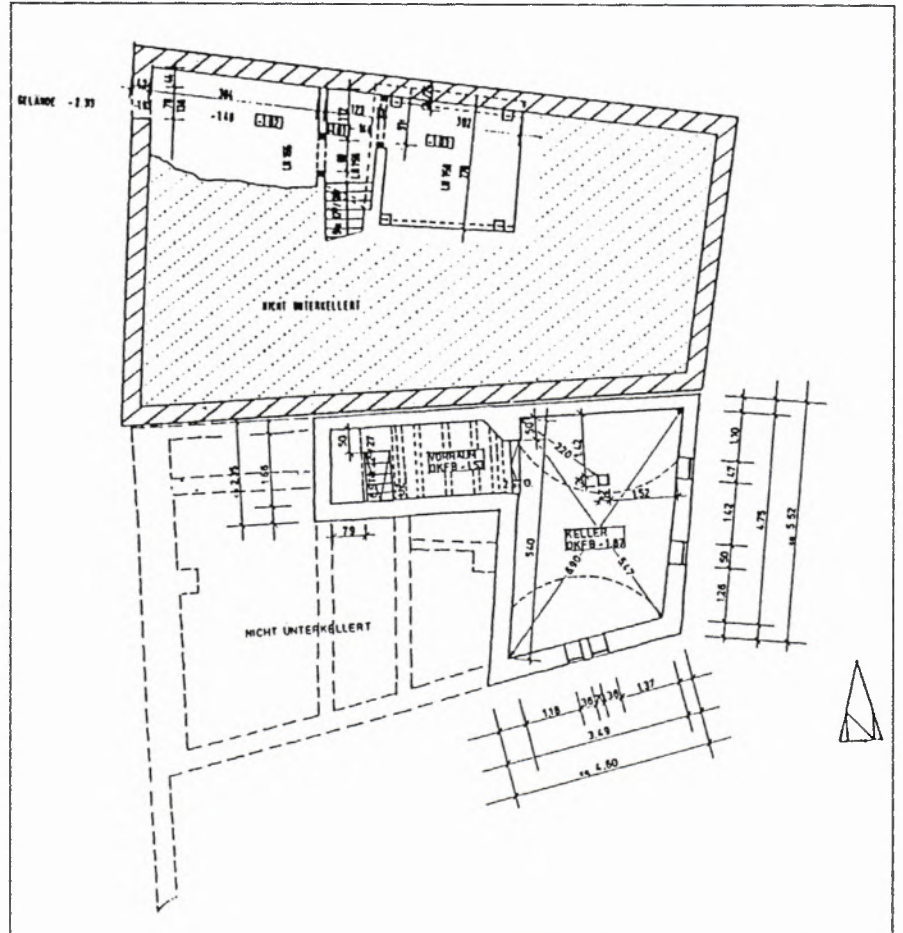


Zu den Bauherren und den Nutzungen der Gebäude

Aus den Quellen ergeben sich auch interessante Hinweise auf die Gebäudenutzung. Auffällig ist, daß im 18. Jahrhundert keinerlei Werkstätten genannt wurden, obwohl die Bauherren durchweg Handwerker waren. Im einzelnen werden als Berufe genannt: Schneider, zwei Schuhmacher, Tuchmacher, Strumpfstriker, Hafner, Barbier, dann zwei Witwen sowie zuletzt ein Küfer; letzterer verfügte im Erdgeschoß wenigstens zusätzlich zum Stall über eine „Bierbräustellen“ (Untere Schulgasse 6/8). Muß man also für die Erbauungszeit davon ausgehen, daß in den Fällen, in denen im Erdgeschoß neben den Ställen Stuben und Küchen aufgeführt werden, diese von jeweils getrennten Familien bewohnt wurden – sei es als Altenteil, sei es als Mietverhältnis – und die Stuben gleichzeitig auch als Arbeitsstätten genutzt werden mußten?

Erst im 19. Jahrhundert (1832 Urkataster, 1841 Häuserbuch) werden in den Erdgeschossen Werkstätten genannt; bedarf der Einbau insbesondere von „Feuerwerkstätten“ einer Genehmigung. So wurde z. B. 1846 im Zusammenhang mit dem Einbau

■ 6 Das urspr. traufständige Doppelhaus Kirchgasse 6/Untere Schulgasse 22. Der Südgiebel, nach seiner Freistellung zum Kirchplatz im 19. Jh. zur Eingangsseite aufgewertet.



■ 6a Grundriß (von 1989) der Keller. Sie wurden von den Hausbesitzern getrennt errichtet: rechts ein Gewölbekeller, links zwei flach gedeckte kleine Keller.

der Werkstatt des Messerschmieds Christoph Veilhinger ein Plan der entsprechenden Haushälfte angelegt (Abb. 4a). Aus den gleichen Quellen läßt sich die im 19. Jahrhundert noch weiter vorangeschrittene Besitzteilung nachweisen. So teilten sich das Haus Untere Schulgasse 6/8 1832 bereits vier Eigentümer. Die damit zusammenhängende Unterteilung der Räume prägt dieses Gebäude bis heute: die mittigen Küchen sind zu jeweils zwei schlauchartigen Räumen umgebaut; nachträglich geteilt sind auch die anschließenden Wohnräume (Abb. 2d).

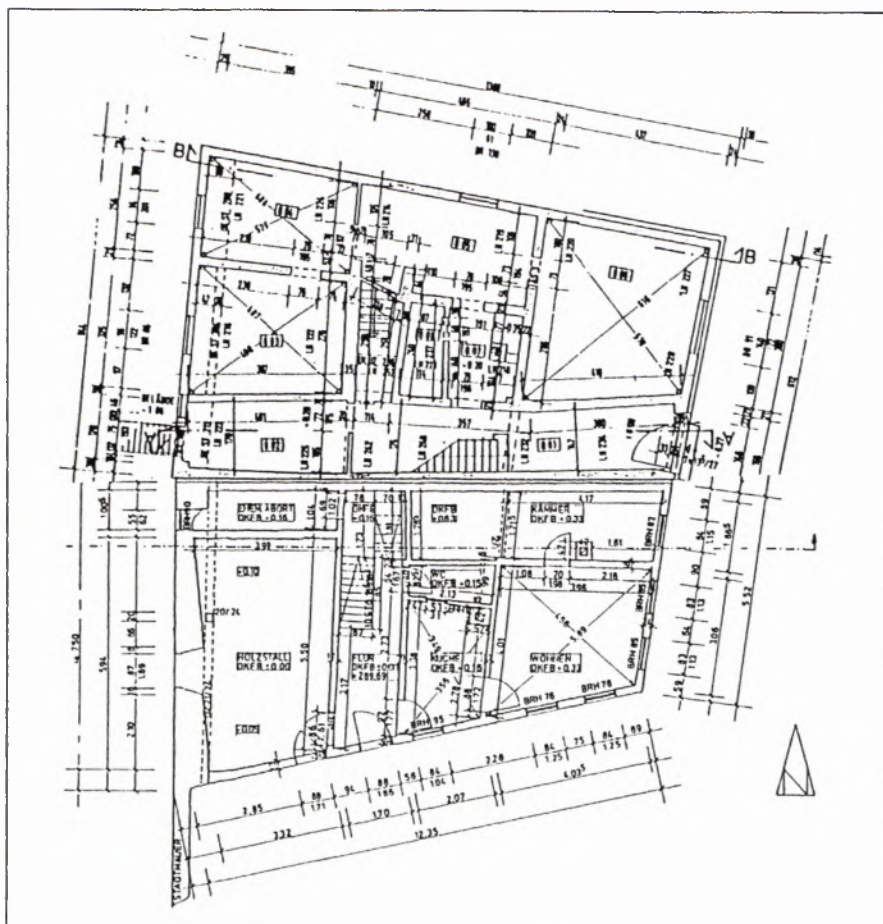
Wertung

Mit der starken Besitzersplitterung ist das Problem angesprochen, das für Altwürttemberg mit seinem Realerbteilungsgesetz charakteristisch war. Diese Form der Erbteilung und zudem ein starkes Bevölkerungswachstum seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts haben die oft mehrfache nachträgliche Hausteilung zum Normalfall werden lassen, und dies wiederum gab zu vielerlei Unfrieden Anlaß.

Auch in Murrhardt gab es neben den hier beschriebenen Doppelhäusern noch zahlreiche Gebäude, die zwei oder mehreren Familien gehörten, jedoch traditionellen, d. h. für eine Familie ausgelegten Haustypen entsprachen. Selbst bei den wenigen übrigen Häusern, die bereits getrennte Wohneinheiten hatten – entweder größere Ackerbürgerhäuser mit separaten Wohneinheiten für Jung- und Altbauern zu jeder Giebelseite oder Häuser mit Stockwerkseigentum (z. B. Grabenstraße 45 bzw. Hauptstraße 26) – wurde die Erschließung gemeinsam genutzt und mußten die Wirtschaftsräume in Keller, Erdgeschoß und Dach nach Absprache geteilt werden.

Vor diesem Hintergrund der bereits bestehenden Besitzteilung sind die hier vorgestellten Doppelhäuser mit ihrer klaren Trennung aller das Wohnen und Wirtschaften umfassenden Bereiche ein deutlicher Fortschritt und Zugewinn an Individualität des Wohnens.

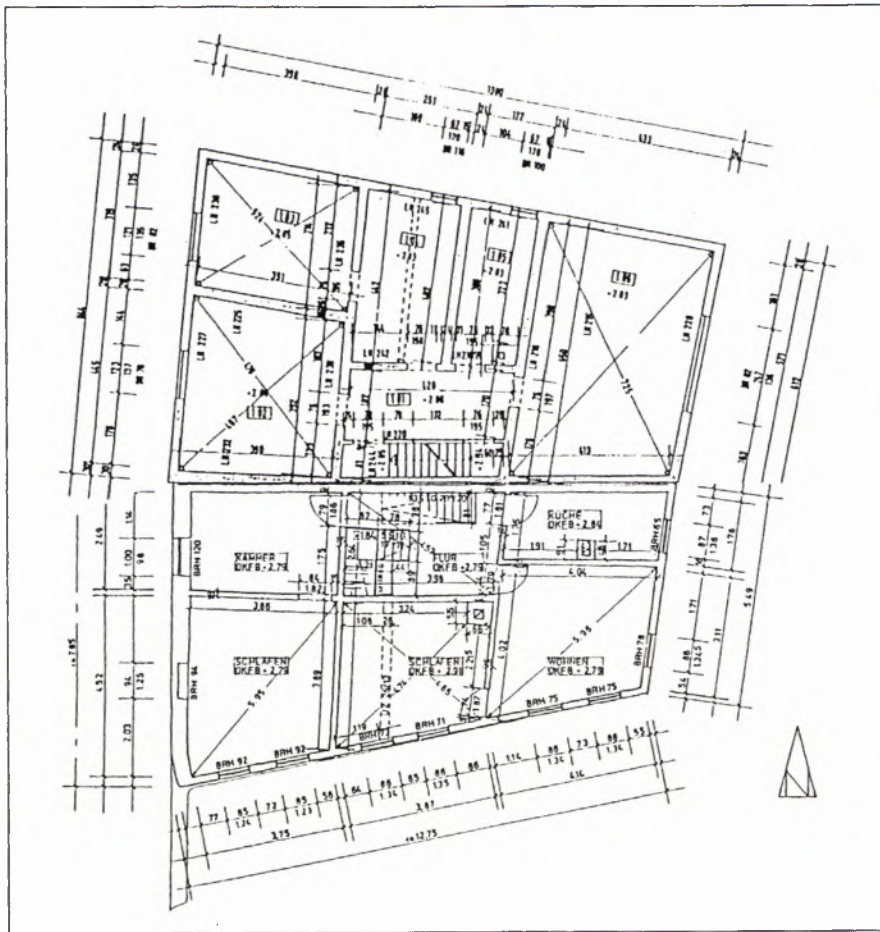
Wer aber hat Einfluß genommen auf die Entstehung dieser Doppelhäuser? Der Architekt des Wiederaufbaus, Johann Adam Groß d. J., hat für den ebenfalls von ihm betreuten Wiederaufbau von Neuenbürg 1783 bestimmt: „Wo zwei Bauherren unter einem Dach bauen, darf es keine Irregularität in Ausdehnung der Fenster, der Stockwerke und des



Dachwerks' geben". Es ist anzunehmen, daß er in diesem Sinne auch auf die symmetrische Fassadengestaltung der Murrhardter Doppelhäuser eingewirkt hat. Möglicherweise kam aber auch der Anstoß zu den eng mit der Fassadengestaltung verknüpften Innenaufteilungen der Häuser von Groß. Diese Vermutung wird dadurch gestützt, daß z. B. in Vaihingen/Enz ein Jahr nach dem Stadtbrand von 1784 beim auch hier von Groß geleiteten Wiederaufbau mit Marktplatz 18/19 ebenfalls ein Gebäude mit spiegelsymmetrischem Grund- und Aufriß (allerdings im einzelnen anders organisiert) erbaut wurde.

■ 6b Grundriß (von 1989) des EG. Urspr. durch zwei parallel zur Scheidwand geführte Wände von Osten erschlossen; die linke Haushälfte nachträglich von Süden erschlossen.

Aber auch der Rat der Stadt Murrhardt hat wesentlich dazu beigetragen, daß bei schwierigen Besitzverhältnissen diese zuvor geklärt und durch Zahlungen so ausgeglichen wurden, daß „beide das neue Haus in gleichen Teilen erbauen“ konnten. Dies läßt sich in dem Brandprotokoll für das Gebäude Hauptstraße 27/29 fassen. Dort wurden die sehr unterschiedlichen Ausgangsbedingungen, Ansprüche und Neubauwünsche dreier Parteien dargestellt und dabei auf ein Stadtgerichtsprotokoll Bezug genommen. Das Stadtgericht hatte den Interessenaus-



■ 6c Grundriß (von 1989) des 1. OG. Urspr. nach Osten die beiden Stuben, mittig Erschließung und Küche (s. Kamine) und zur Rückseite jeweils zwei Räume.

gleich offensichtlich so vorgenommen, daß die im Ergebnis stark vereinfachten Grundbesitzverhältnisse den Bau dieses Doppelhauses überhaupt erst ermöglichten.

Abschließend läßt sich feststellen, daß in Murrhardt beim Wiederaufbau nach dem Stadtbrand von 1765 neben den bisher bekannten städtebaulichen Maßnahmen auch Einfluß auf die Konzeption einzelner Häuser genommen worden war. Durch die Stadtverwaltung wurden die Besitzverhältnisse geklärt und vereinfacht. Darüber hinaus ist zu vermuten, daß von dem mit dem Wiederaufbau beauftragten Architekten Johann Adam Groß d. J. die Anregung zu dem in Murrhardt neuen Typus der spiegel-symmetrischen Doppelhäuser ausging, die damals am Außenbau aus städtebaulichen Gründen den traditionellen Einfamilienhäusern möglichst weit angenähert werden sollten. Möglicherweise lassen sich bei der zukünftigen Bearbeitung anderer von Stadtbränden und Wiederaufbau betroffener altwürttembergischer Städte weitere Beobachtungen zu diesem in der Hausforschung bisher nicht beachteten Gebäudetypus machen. Immerhin reicht das vorhandene Material aus, um für die besondere Situation des Wiederauf-

baus von Murrhardt nach 1765 schlaglichtartig feststellen zu können, daß das Doppelhaus – im 19. und vor allem im 20. Jahrhundert ein weit verbreiteter Typus – mit seinen Anfängen in Altwürttemberg bis ins 18. Jahrhundert zurückreicht.

Archivalien:

Brand Peraequations Protokollum über sämtliche bei dem leidigen Stadtbrand nämlich den 24. August 1765 als am heiligen Bartholomäus Feuertag in die Asche gelegte Häuser, Scheuren und anderen Gebäude, wie nicht weniger über die neue Stadtanlage enthaltend. Murrhardt, Stadtarchiv A 271.

Murrhardt, Oberamt Backnang, Beschreibung der in der Stadt und den dazugehörigen außerhalb gelegenen Parzellen, befindlichen Gebäude. Aufgenommen im Jahre 1841. Murrhardt, Stadtarchiv B 244/F 3007.

Bauuntersuchung:

Bericht über eine bauhistorische Kurzuntersuchung der Häuser Untere Schulgasse 20 und Untere Schulgasse 22/Kirchgasse 6 in Murrhardt, Büro für bauhist. Planungsberatung, J. Gromer, Bearbeiter H.H. Reck, Oppenweiler (1989).

Literatur:

Hermann, Werner, Murrhardt vor 130 Jahren, in: Unsere Heimat, Beil. Backnanger Kreiszeitung, 8. August 1963 (Veröffentlichung des Urkatasters von 1832).

Schahl, Adolf, Die Groß, Eine württembergische Steinmetzen- und Baumeisterfamilie des 18. Jh., in: Zeitschrift für Württ. Landesgeschichte, 23 (1964), S. 374 ff., besonders S. 389 ff.

Ders., Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg, Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises, München 1983, S. 551 ff.

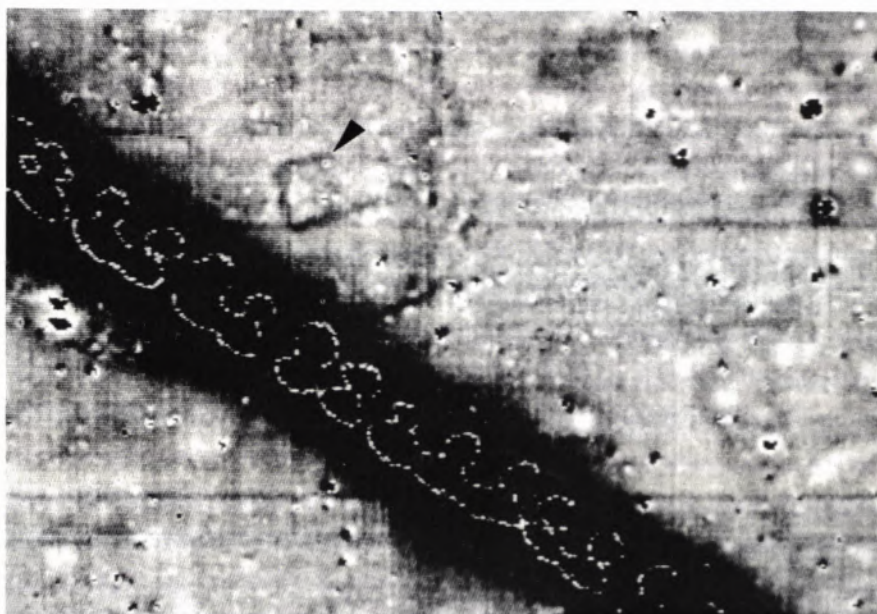
Dr. Petra Wichmann
LDA · Inventarisatoin
Sternwaldstraße 14
7800 Freiburg/Br.

Naturwissenschaften und Archäologische Denkmalpflege (4)

Die Geophysik am Landesdenkmalamt im Aufbau

Harald von der Osten-Woldenburg

■ 1 Magnetogramm des Bereiches der mittelalterlichen Kirche nahe Schwieberdingen. Quer durch das Magnetogramm zieht sich eine starke magnetische Anomalie, die von Röhren der Bodensee-Wasserversorgung verursacht wird. Oberhalb dieser Anomalie heben sich Strukturen (Pfeil) ab, die der Kirche und der Friedhof-Umfassungsmauer zugeordnet werden können. Meßraster: 25 x 25 cm.



In den drei – 1981, 1984, 1989 – erschienenen Beiträgen der Artikelfolge „Naturwissenschaften und Archäologische Denkmalpflege“ wurde die Bedeutung naturwissenschaftlicher Untersuchungen durch die Anthropologie, die Paläobotanik und Paläozoologie für die Auswertung von Grabungen eindrücklich dargestellt; diese Disziplinen sind heute fest in der Landesarchäologie verankert. Im Aufsatz „Die Geophysik am Landesdenkmalamt im Aufbau“ werden verschiedene geophysikalische Verfahren vorgestellt, deren Einsatz von unmittelbarer Bedeutung für die tägliche Arbeit der Gebietskonservatoren in der Archäologischen Denkmalpflege ist, und die heute – zusammen mit der Luftbildarchäologie – unentbehrlicher Teil moderner Denkmal-Prospektion geworden sind. Mit geophysikalischen Verfahren können etwa Ausdehnung und Strukturen archäologischer Objekte kartiert werden, deren Lage – durch Lesefunde, Begehungen oder durch die Luftbildarchäologie – bekannt ist. Nicht minder wichtig, dienen diese Methoden aber auch der Prospektion größerer, zur Überbauung anstehender Areale, in denen archäologische Befunde und Funde nur vermutet werden können. Dem Archäologen kann so die Geophysik entscheidende Kriterien für seine „Diagnose“ und für denkmalpflegerische Maßnahmen liefern.

Aus diesem Grund besteht seit dem 1. 8. 1991 beim Referat 25, Großgrabungen, eine Arbeitsstelle, die den Einsatz und die Entwicklung geophysikalischer Prospektions-Verfahren für die Archäologische Denkmalpflege durchführt. Solche Verfahren wurden zwar auch schon früher in der Praxis eingesetzt, erst aber die stürmische Entwicklung der Computer-Technologie hat für die Geophysik zukunftsorientierte Perspektiven in der Denkmalpflege eröffnet. Die neuen physikalischen, high-tech-bestimmten Methoden haben ihre eigene Terminologie, an die man sich aber schnell gewöhnen dürfte.

Beispiel Schwieberdingen – Luftbildarchäologie und Geophysik

Eine Überdeckung durch z. B. dickere Humusschichten kann das Erkennen archäologischer Strukturen durch die Luftbildarchäologie zumindest teilweise erschweren, wenn nicht sogar unmöglich machen. Direkte Messungen der physikalischen Eigenschaften des Bodens

oder Messungen eines Feldes außerhalb des Bodens, das durch dessen physikalische Eigenschaften verändert oder beeinflusst wird, ermöglichen es, Informationen auch über solch überdeckte archäologische Strukturen zu erhalten: Auf einem 1991 in der Nähe von Schwieberdingen (Kr. Ludwigsburg) aufgenommenen Luftbild sind teilweise der Umriss einer mittelalterlichen Kirche sowie Teile der Friedhofs-Umfassungs-

mauer zu erkennen. Dazu ergänzend zeigt Abbildung 1 das vorläufige Ergebnis der geophysikalischen Prospektion: In diesem Magnetogramm hebt sich das Friedhofsareal deutlich von der Umgebung ab. Zudem sind Feinstrukturen sichtbar, die im Luftbild nicht zu erkennen sind. Der breite, sich quer durch das Magnetogramm ziehende dunkle Streifen wird von zwei Röhren der Bodensee-Wasser-Versorgung ver-

ursacht. Die Geophysik stellt somit ergänzend zur Luftbildarchäologie der Archäologie Prospektionsmethoden zur Verfügung, deren Ergebnisse sowohl der Vorbereitung von gezielten Rettungs-Ausgrabungen als auch der Dokumentation von archäologischen Denkmälern dienen, die zunächst nicht ausgegraben, sondern mit Hilfe des Denkmalschutzgesetzes geschützt werden sollen.

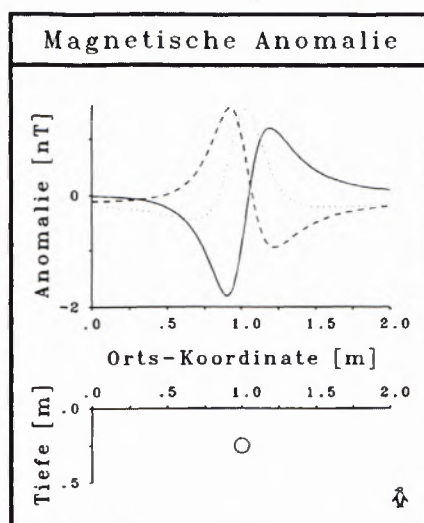
Geophysikalische Methoden in der Archäologie

Von den vielen geophysikalischen Untersuchungsmethoden läßt sich eine ganze Reihe in der Prospektion archäologischer Objekte und Denkmale einsetzen. Bislang werden in der Archäologie vor allem drei Methoden angewendet: die **Geomagnetik** (Messung lokaler Störungen des Erdmagnetfeldes in Bodennähe), die **Geoelektrik** (Kartierung oberflächennaher Erdwiderstände bzw. Leitfähigkeiten) und – seltener – das **Bodenradar** (Erfassung emittierter elektromagnetischer Impulse, die aufgrund von sich räumlich ändernden magnetischen und elektrischen Eigenschaften an so definierten Schichtgrenzen im Erdboden teilweise reflektiert werden). Geoelektrik und vor allem Geomagnetik werden beispielsweise seit Beginn der 80er Jahre sehr erfolgreich am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege in München eingesetzt.

Welche der geophysikalischen Methoden letztendlich zum Erfolg führt, hängt von den jeweiligen Bodenverhältnissen vor Ort ab: Je größer der Kontrast der zu messenden physikalischen Eigenschaft – je nach gewählter Methode ist das die Leitfähigkeit, die Schallhärte, Dichte etc. – zwischen dem Boden und den in ihm vorhandenen, zu prospektierenden Objekten ist, um so verlässlicher kann eine Aussage über Struktur, Lage und Ausdehnung dieser Objekte getroffen werden.

Geomagnetische Prospektion

Zur Zeit (Ende 1991) wird am Landesdenkmalamt ausschließlich die geomagnetische Prospektion durchgeführt. Die Ausweitung der geophysikalischen Prospektion auf andere Verfahren ist nicht nur geplant, sondern notwendig: Jede Methode ist abhängig von den vor Ort anzutreffenden Bodenverhältnissen (physikalische Eigenschaften der Böden), die sich zudem in der Fläche auch innerhalb kurzer Distanzen signifikant verändern können.



■ 2 Querprofil eines im Erdreich eingelagerten magnetischen Störkörpers und dessen magnetische Anomalie. Form und Betrag der Anomalie sind abhängig vom Winkel zwischen der Meßrichtung und der Längserstreckung des Störkörpers (durchgezogene und punktierte Linie: Meßrichtung parallel bzw. senkrecht zur Längserstreckung des Störkörpers; gestrichelte Kurve: Störkörper und Meßrichtung schließen miteinander einen Winkel von 30 Grad ein).

Der Begriff der magnetischen Anomalie

Bei der geomagnetischen Prospektion wird das Erdmagnetfeld in Bodennähe gemessen. Dabei werden lokale Abweichungen oder Störungen des Erdmagnetfeldes erfaßt. Diese Störungen – im folgenden als Anomalien bezeichnet (analog dazu werden die Objekte, die diese Anomalien erzeugen, als Störkörper angesprochen) – werden durch die magnetischen Eigenschaften der in jedem Boden vorhandenen Eisenoxide verursacht. Diese Eisenoxide erhalten eine vom Erdmagnetfeld induzierte Magnetisierung (eine Ausrichtung der einzelnen Molekular-Magnete), deren Betrag abhängig ist von den magnetischen Eigenschaften der Eisenoxide. Die lokalen Unterschiede dieser sich in horizontaler als auch in vertikaler Richtung voneinander unterscheidenden induzierenden Magnetisierungen sind die Ursache für die lokalen Inhomogenitäten des Erdmagnetfeldes vor allem in Bodennähe: Da die Feldstärke einer Anomalie mit der dritten Potenz der Entfernung zu dem dieses Störfeld erzeugenden Störkörper abnimmt, ist der Einfluß vor allem schwach ausgeprägter Anomalien auf das Erdmagnetfeld in Bodennähe am größten.

Da die magnetischen Felder Vektorfelder sind, sind die Form und der

Betrag einer Anomalie abhängig von dem Winkel, den der Störkörper mit der Meßrichtung einschließt. Für die Abbildung 2 wurde die magnetische Anomalie eines runden, unendlich in Nord-Süd-Richtung langgestreckten Störkörpers von 10 cm Durchmesser berechnet.

Lokale Anomalien des Erdmagnetfeldes, die von archäologischen Denkmälern erzeugt werden, sind von ihrem Betrage her meist sehr schwach, verglichen mit den auf geologische Schichten zurückzuführenden magnetischen Anomalien: Die Feldstärke des Erdmagnetfeldes beträgt in unseren Breiten etwa 50 000 nano Tesla (nT), die der von archäologischen Objekten verursachten Anomalien oft nur wenige nT, seltener bis zu einigen 10ern nT, geologische Anomalien weisen hingegen nicht selten Werte von einigen 100 nT auf!

Meßprinzip

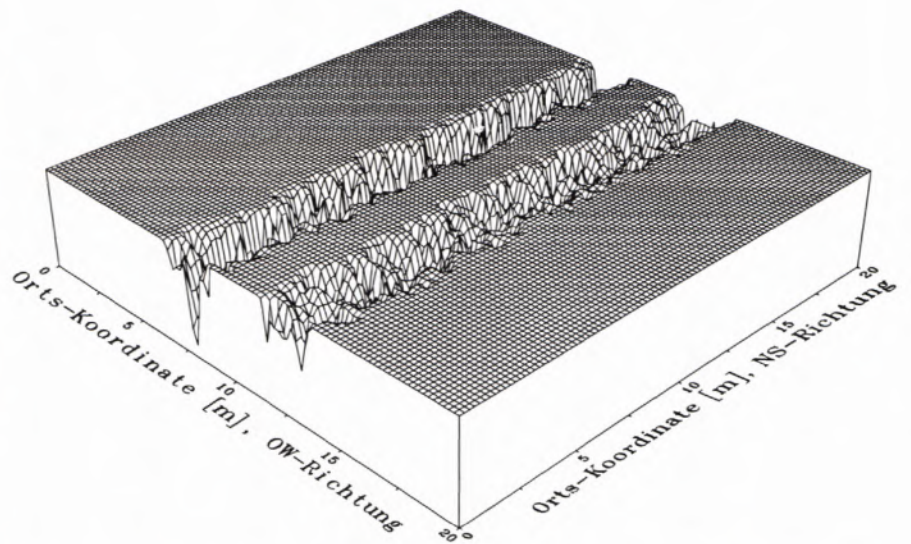
An einem vereinfachten Beispiel sei kurz dargestellt, wie eine magnetisch prospektierbare Struktur entstehen kann, welchen Einfluß sie auf das Erdmagnetfeld hat und welches Ergebnis die magnetische Prospektion dieser Struktur liefern würde. Der Boden bestehe aus zwei Schichten (z. B. Humus auf Löß), deren magnetische Eigenschaften sich signifikant voneinander unterscheiden. Durch das Ausheben nicht allzu flacher Gräben wird nicht nur das stärker magnetische Material der Humusschicht, sondern auch schwach magnetischer Löß entnommen. Nach Aufgabe der Gräben werden diese entweder durch den Menschen wieder zugeschüttet oder im Laufe der Zeit durch Erosionsvorgänge verfüllt. Dabei wird auch Material aus dem magnetisch starken Humusbereich in den Lößhorizont transportiert. Je stärker zudem der Humushorizont in der Folgezeit durch weitere Erosionsprozesse abgetragen wird, um so größer wird der bereits bestehende Kontrast zwischen den Magnetisierungen des Materials innerhalb des Grabenbereiches und seiner Umgebung, um so deutlicher wird somit auch die magnetische Anomalie der Gräben ausgeprägt sein.

In Abbildung 3 ist ein Ausschnitt eines Doppelgrabens mit nicht konstanter, d. h. ortsabhängiger Tiefen- und Breitenstreckung dargestellt. Der Boden, in dem sich diese beiden Gräben befinden, sei schwach magnetisch. Werden diese beiden Gräben mit stark magnetischem Material verfüllt, entstehen die in der Abbildung 4 gezeigten magnetischen

Anomalien, die um so ausgeprägter sind, je größer die induzierte Magnetisierung des Füllmaterials und der Querschnitt der Gräben sind. Sowohl der Querschnitt der Gräben als auch die induzierte Magnetisierung des Füllmaterials gingen in die Berechnung als ortsabhängige Variablen ein (deshalb sind der Betrag und die Form der Anomalien in der Abbildung 4 entlang der Grabenstruktur nicht konstant). Würden in einem quadratischen Meßraster von 25 cm Seitenlänge diese beiden Anomalien gemessen und für die Darstellung der Meßergebnisse die Meß- in Grauwerte umgerechnet, ergäbe sich das in der Abbildung 6 gezeigte Bild. Dabei wurde eine Darstellung gewählt, bei der größer werdende Meßwerte zunehmend helleren Grautönen entsprechen.

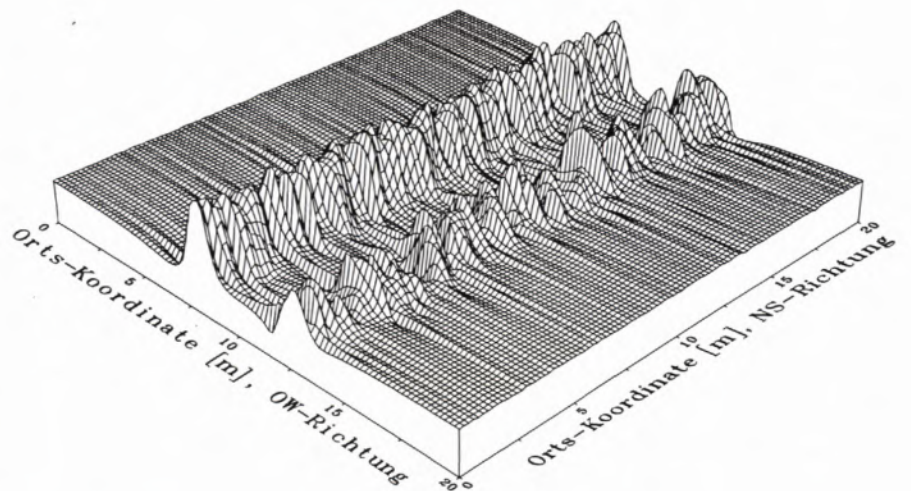
Die Erfassung dieser schwachen magnetischen Anomalien, die von archäologischen Objekten hervorgerufen werden, erfolgt am Landesdenkmalamt noch ausschließlich mit einem **Fluxgate-Gradiometer** mit einer Auflösung von bis zu 0.1 nT. Mit den beiden Sonden dieses Gradiometers wird das Erdmagnetfeld gleichzeitig in einem vertikalen Abstand von etwa 40 cm und 90 cm von der Erdoberfläche gemessen. Die Differenz-Beträge dieser Messungen werden zunächst im Speicher des Gradiometers abgelegt. Diese Differenz-Messung ist notwendig, um technisch, kosmisch und geologisch bedingte Störungen größtenteils beseitigen zu können, deren Extremwert die der gesuchten archäologischen Störungen bei weitem übertreffen können und so die Prospektion von schwachen magnetischen Anomalien nahezu unmöglich machen würden.

Das bedeutet jedoch nicht, daß aufgrund dieser Gradiometer-Anordnung die Messungen frei von jeglichen Störungen sind. Nahezu in jeder magnetischen Messung ist ein „Noise“ (Hintergrund-Rauschen) vorhanden. Dieses kann beispielsweise von den unterschiedlichen Magnetisierungsgraden der Substanzen verursacht werden, die sich entweder nahe der Erdoberfläche befinden oder das archäologische Objekt unterlagern. Auch ist es möglich, daß an der Erdoberfläche statistisch verteilte Keramikscherben, deren Magnetisierung größer ist als die des Bodens, das ansonsten ruhige Bild störend beeinflussen. Eine solche Situation ist in Kochendorf bei Bad Friedrichshall (Kr. Heilbronn) innerhalb eines 1990 entdeckten römischen Kastell-Bereiches anzutreffen. Die Häufigkeit magnetischer Anomaliewerte inner-



halb des für diese Messung interessierenden Wertebereiches zwischen -3.5 nT und $+5.0$ nT ist in der Abbildung 7 dargestellt. Das ansonsten ruhige Bild wird von einer Vielzahl verteilter Tonscherben beeinflusst (die Oberfläche des Meßgebietes war vollkommen eben, d. h. Störungen durch Ackerfurchen o. ä. traten

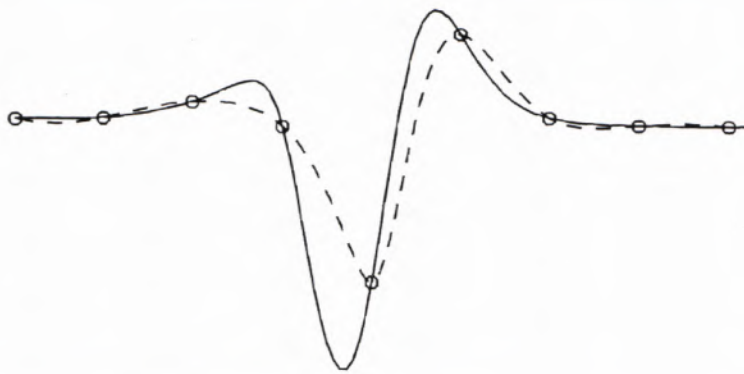
■ 3 Modell eines Doppelgrabens zur Berechnung magnetischer Anomalien. Die in einem schwachen magnetischen Horizont ausgehobenen Gräben werden nach deren Aufgabe durch den Menschen oder durch Erosionsprozesse verfüllt. So gelangt auch magnetisch stärkeres Material aus dem Humus-Bereich in diese Gräben.



hier nicht auf). Die im folgenden zu besprechende Umsetzung der Meß- in Grauwerte ergibt ein magnetisch unruhiges Bild, in dem feine Strukturen, die auf eine Innenbebauung dieses Kastells zurückgeführt werden können, zu erkennen sind. Die Häufigkeits-Balken am unteren und oberen Rand des dargestellten Wertebereiches entstanden durch Aufsummierung all der Meßwerte, die unter- bzw. oberhalb des dargestellten Meßintervalls liegen und vornehmlich auf Messung von auf dem Acker vorhandenen Metallteilen zurückzuführen sind. Allgemein gilt: Je größer das (Nutz-) Signal/Noise-Verhältnis ist, um so größer sind die Chancen, sehr schwache, archäologisch bedingte Anomalien erkennen zu können.

■ 4 Berechnete magnetische Anomalien des in der Abbildung 3 dargestellten, mit stark magnetischem Material verfüllten Doppel-Grabens.

Wirkung des Aliasing-Effektes

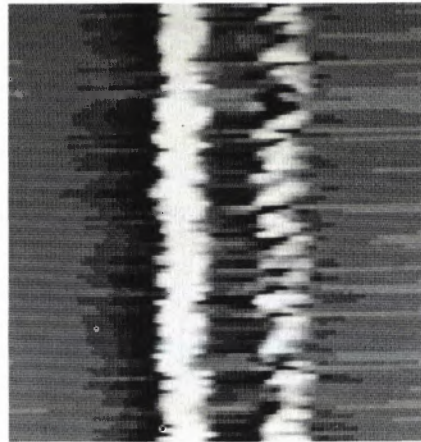


————— magnetische Anomalie
 ○ ○ ○ gemessene Anomalie-Werte
 - - - - - ermittelte Anomalie

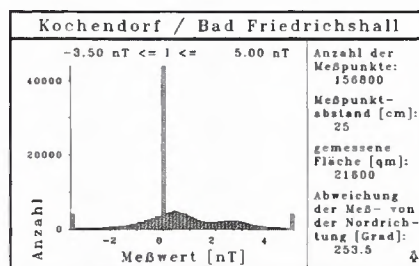


Mit den im Gradiometer eingebauten Fluxgate-Sonden, die zueinander einen Abstand von 50 cm haben, wird das Erdmagnetfeld am Ort dieser beiden Sonden gemessen, einschließlich der durch geologische Schichten, archäologische Objekte etc. verursachten lokalen Abweichungen vom „Normalwert“ dieses Feldes. Die Sonden nutzen die Nichtlinearität der Magnetisierungskurve von Spulenkernen aus. Zwei zueinander parallel angeordnete Eisenkerne sind von je einer Spule umgeben, die zueinander gegensinnig gewickelt sind. Durch diese beiden Spulen werden die beiden Spulenkern einander gegensinnig bis zur Sättigung magnetisiert und in einer beide umschließenden Induktions-Spule eine Spannung induziert. Diese ist der parallel zu den Spulennachsen verlaufenden Magnetfeld-Komponente des Gleichfeldes (z. B. des Erdmagnetfeldes), in dem sich dieses Spulensystem befindet, proportional.

■ 5 Aliasing-Effekt: Informationsverlust durch eine Messung einer magnetischen Anomalie mit zu großem Meßpunktabstand. Die aufgrund der gemessenen Werte (durch Kreise markiert) bestimmte Anomalie unterscheidet sich in Form und Betrag wesentlich von der tatsächlich vorhandenen Anomalie (durchgezogene Kurve). Eine mit diesen erhaltenen Meßwerten durchgeführte Modellrechnung würde zu anderen Ergebnissen führen als eine Berechnung, die auf der kontinuierlich erfaßten Meßreihe basiert.



■ 6 Ergebnis geomagnetischer Kartierung des in der Abbildung 3 gezeigten, mit stark magnetischem Material verfüllten Doppelgrabens, falls die Prospektion in einem Meßraster von 25 cm durchgeführt würde.



■ 7 Häufigkeitsverteilung gemessener magnetischer Anomaliewerte innerhalb eines magnetisch gestörten Areal.

Ablauf der Messungen und Datenerfassung vor Ort

Das zu messende Gebiet wird zunächst in sog. Meßquadranten eingeteilt. Die Größe eines jeden Meßquadranten richtet sich nach dem gewählten Meßpunktabstand und liegt im allgemeinen zwischen 400 m² (bei einem Meßpunktabstand von 1 m) und 25 m² (Meßpunktabstand: 12,5 cm). Auch eine Messung mit einem Punkt-Abstand von 6 cm (Fläche des Meßquadranten: 6,25 m²) wurde in der Zwischenzeit erfolgreich durchgeführt. Ausgelegte Handleinen, die in einem konstanten Abstand markiert sind, ermöglichen eine genaue Einhaltung des gewählten Meßpunkt-abstandes.

Die Wahl des Meßpunktabstandes ist vor allem von der Größe der vermuteten und zu kartierenden Strukturen abhängig. So ist es wenig sinnvoll, Messungen in einem Abstand von 1 m durchzuführen, wenn von der Archäologie her Strukturen erwartet werden, deren Durchmesser oder größte Längserstreckung bedeutend kleiner als dieser gewählte Abstand sind. Wir streben eine nahezu kontinuierliche Aufzeichnung an, auch wenn die Datenmenge mit der Verkleinerung des Meßpunkt-abstandes für ein Areal konstanter Fläche sehr schnell recht groß wird. Eine nahezu kontinuierliche Aufzeichnung bedeutet in der Praxis, daß der Abstand zweier Meßpunkte zueinander möglichst gering gehalten werden muß. Eine Messung des Erdmagnetfeldes mit seinen lokal

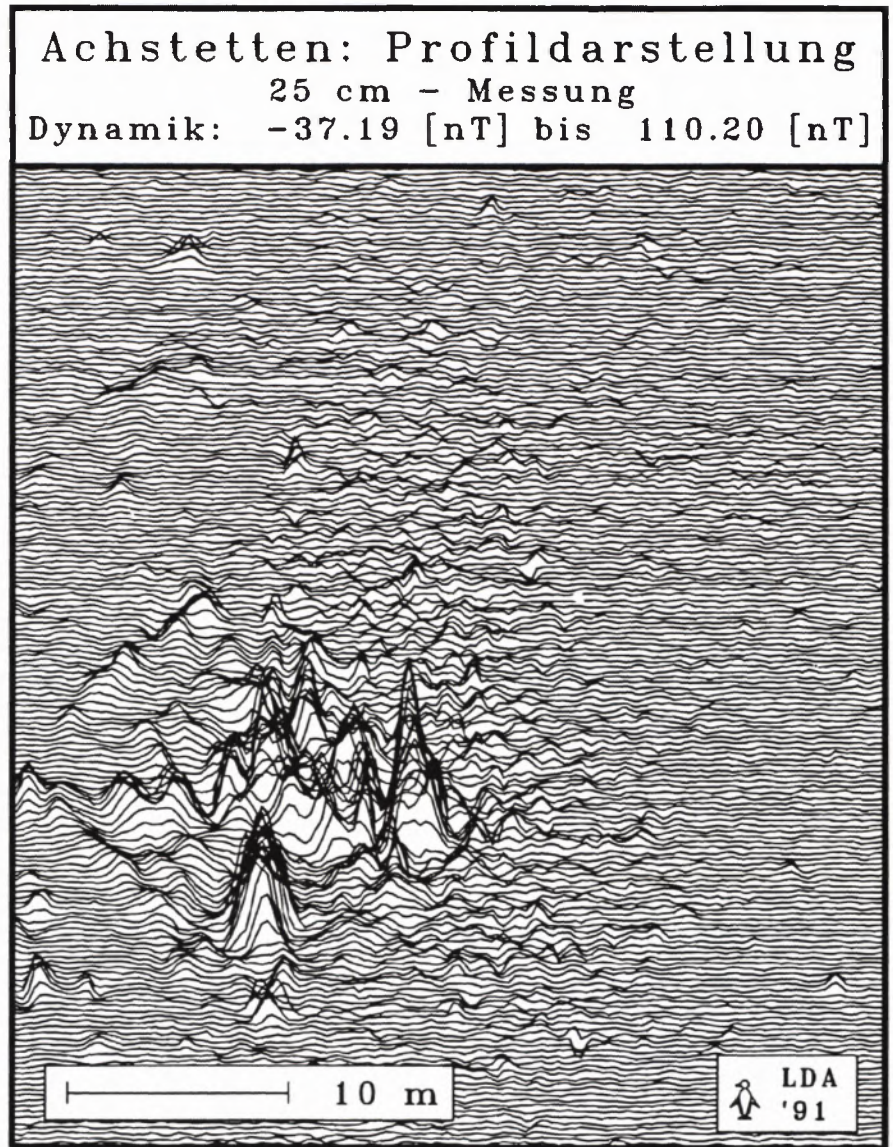
begrenzten Störfeldern bei möglichst geringem Meßpunktabstand hat vor allem zwei Vorteile: Zum einen werden dabei Feinstrukturen mit erfaßt, die sonst nicht oder nur teilweise erfaßt werden würden; zum anderen ist eine möglichst vollständige Erfassung einer Anomalie für die erfolgreiche Durchführung von Modellrechnungen notwendig. Eine Erfassung einer Anomalie mit großem Meßpunktabstand läßt auf eine andere Form der Anomalie und damit auf einen anderen Störkörper schließen (eine Art Aliasing-Effekt, Abb. 5). Da zudem die Berechnung von Anomalien bekannter Störkörper eindeutig ist, umgekehrt die Ermittlung von Störkörpern aus gemessenen Anomalie-Kurven hingegen mehrdeutig sein kann – Störkörper mit unterschiedlichen Magnetisierungs-Graden, Tiefenlagen und Formen können einander sehr ähnliche, mitunter auch gleiche Anomalien erzeugen, ist der geplagte Modellierer für jede Zusatzinformation, die er den Anomalien entnehmen kann, recht dankbar.

Da sich im Gradiometer nur 16000 Daten speichern lassen, muß die Datenerfassung vor Ort auch mit einem transportablen Rechner durchgeführt werden. Mit Hilfe eines mit dem Gradiometer gelieferten Programms ist es möglich, bereits im Gelände die Qualität der erfaßten Daten zu überprüfen und gegebenenfalls die Messungen daraufhin abzustimmen. Eine Darstellung der Daten vor Ort in Punktdichte-Schrift ist mit diesem Programm nur bedingt möglich: Da wir am Landesdenkmalamt auch in Meßpunktabständen messen, die hard- und softwaremäßig vom Gerätehersteller nicht vorgesehen sind, können die Meßergebnisse erst im Labor nach rechnerischer Berücksichtigung der gewählten und den Messungen zugrunde liegenden Quadrantenstrukturen dargestellt werden.

Datenverarbeitung und Darstellung der Meßergebnisse

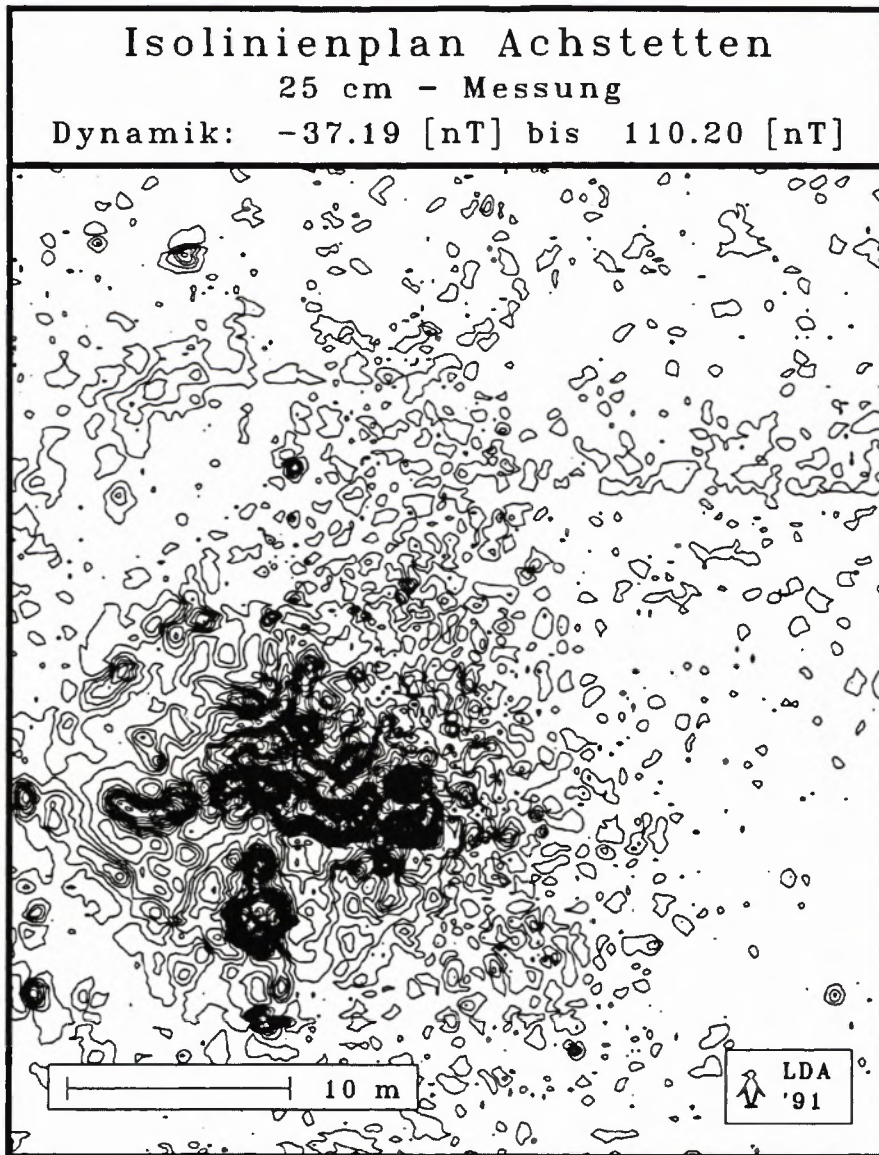
Je nach Größe des zu messenden Gebietes und je nach gewähltem Meßpunktabstand fallen Datenmengen an, deren Ver- und Bearbeitung den Einsatz eines leistungsfähigen Rechners erfordern. Bei der Messung einer Fläche von beispielsweise 1 ha werden bei einem Meßpunktabstand von 50 cm 40000 Daten, bei einem Meßpunktabstand von nur 12,5 cm 160000 Werte, also das Vierfache, erfaßt.

Die jedem Meßquadranten zugehörigen Daten müssen zunächst von



der Geräte-Drift befreit werden. Geräte-Drift bedeutet, daß sich der Nullpunkt des Meßgerätes zeitlich verändert. Diese Veränderung ist vor allem von der Lufttemperatur abhängig und ist erfahrungsgemäß bei wenigen Graden oberhalb des Gefrierpunktes minimal. Bisherige Beobachtungen lassen ferner darauf schließen, daß die Drift auch von dem sich z. T. zeitlich stark verändernden Erdmagnetfeld beeinflusst wird. Diese Geräte-Drift wird korrigiert, indem angenommen wird, daß die Veränderung des Nullpunktes linear erfolgt. Eine Annahme, die wohl nur eine recht grobe Annäherung an die Realität darstellt, da es sehr wahrscheinlich ist, daß diese Veränderung Schwankungen unterworfen ist. Diese Annäherung ist jedoch um so besser erfüllt, je schneller die Messung eines Quadranten durchgeführt wird, und je kürzer somit der zeitliche Abstand zweier solcher Nullpunkt-Messungen ist. Da durch

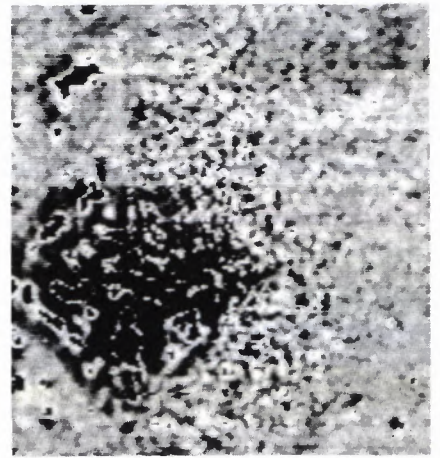
■ 8 Magnetogramm (Ausschnitt: Risalit und Hypokaust-Anlage) eines römischen Gutshauses nahe Achstetten, Kreis Biberach. Profildarstellung.



■ 9 Magnetogramm (Ausschnitt wie Abb. 8) eines römischen Gutshauses nahe Achstetten. Darstellung als Isolinien-Karte.

die Vorbereitung der Messung für den nächsten Quadranten (Umsetzen der Meßleinen etc.) eine mehr oder weniger lange Meßpause entsteht, müssen in einem zweiten Verarbeitungsschritt die zwischen den einzelnen Messungen entstandenen Driften beseitigt werden. Dadurch werden die einzelnen Meßquadranten einander „angeglichen“.

Grundsätzlich lassen sich die korrigierten Meßwerte mit unterschiedlichen Methoden darstellen, bevor die Daten weiterverarbeitet und schließlich interpretiert werden können. Solche Darstellungsarten sind z. B. die Isolinienkarte, die Darstellung in Punktdichte- oder in Symbolschrift, die Profildarstellung und die digitale Bilddarstellung (Meßwertdarstellung durch Grauwerte). Bei der **Isolinien-Darstellung** werden durch geeignete Interpolationsverfahren die Lage derjenigen Orte ermittelt oder berechnet, bei



■ 10 Magnetogramm (Ausschnitt wie Abb. 8) eines römischen Gutshauses nahe Achstetten. Darstellung in 16 Graustufen. Neben einem Risalit und der Hypokaust-Anlage sind Feinstrukturen (Lineamente) zu erkennen.

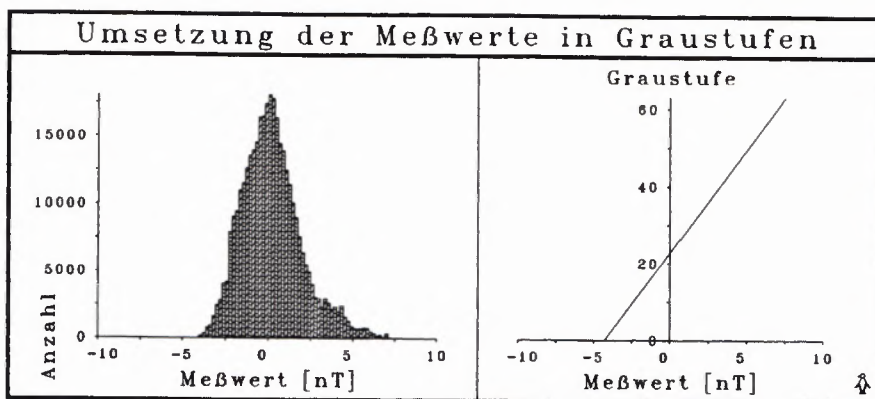
denen ein bestimmter Wert der magnetischen Anomalie gemessen wurde. Die Verbindung all der Punkte gleichen Wertes ergibt die Isolinie. Bei den nächsten beiden genannten Darstellungen erfolgt eine Zuordnung des einzelnen Meßwertes zu einem bestimmten, vordefinierten Symbol: Bei der **Punktdichteschrift** wird jedem Meßwert eine bestimmte Fläche in der Darstellung zugewiesen, die für jeden Meßwert gleich groß ist. Je nach Betrag dieses Meßwertes wird diese ihm zugewiesene Fläche mit einer bestimmten Anzahl von Punkten (z. B. steigende Punktzahl mit größer werdendem Meßwert) ausgefüllt. Die Punkte sollten dabei möglichst gleiche Abstände zueinander haben, da sonst Verdichtungen innerhalb dieser Flächen ein lokales Extremum in den Meßdaten vortäuschen würden. Bei der **Darstellung in Graustufen** erfolgt eine Umwandlung des Meßwertes nach einer vorgegebenen Zuordnungs-Vorschrift in einen Grauton. Dadurch entsteht eine schwarz-weiße, fotografische Darstellung der lokal begrenzten magnetischen Anomalien des Meßgebietes. Im günstigsten Fall stehen dafür 256 verschiedene Graustufen zur Verfügung und es können 1280×1024 Bildpunkte (Meßwerte) gleichzeitig dargestellt und bearbeitet werden. Dies erlaubt eine sekundenschnelle Darstellung ohne Informationsverlust auch von sehr großen und hochauflösenden Messungen. Nicht zuletzt ist diese Darstellung nicht nur in schwarz-weiß, sondern – durch geeignete Addition der drei Farb-Komponenten Grün, Blau und Rot – auch in Farbe möglich (Falschfarben-Darstellung). Diese digitale Bildverarbeitung ist für die Auswertung von Prospektions-Er-

gebnissen wohl am besten geeignet und wird daher hier am Landesdenkmalamt vornehmlich durchgeführt. Anhand eines Ausschnittes einer Messung eines römischen Gutshofes nahe Achstetten (Kr. Biberach) werden in den Abbildungen 8–10 drei der erwähnten Darstellungsarten einander gegenüber gestellt. (Der Ausschnitt beinhaltet vor allem einen Risalit und die Hypokaust-Anlage dieses Gutshofes).

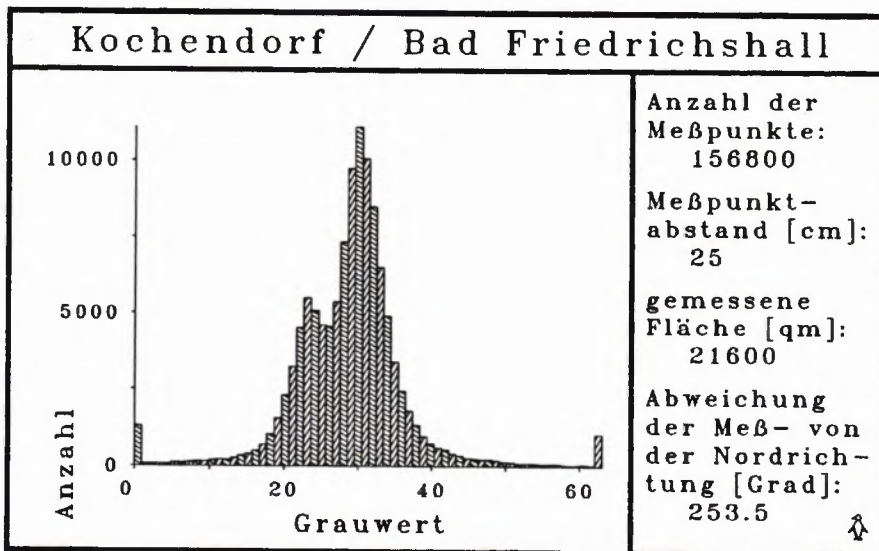
Vor der eingehenden Verarbeitung der Daten (Filterung, Kontrastverstärkung etc.), erfolgt eine Umrechnung der einzelnen Meßwerte in Grauwerte. Das am Landesdenkmalamt entstehende Bildverarbeitungsprogramm stellt einen gewählten Dynamik-Bereich aufgrund der Beschränkung durch die derzeit vorhandene Hardware nur mittels maximal 64 verschiedener Graustufen dar. (Eine Darstellung in 256 verschiedenen Graustufen wird angestrebt).

Die Zuweisung eines (durch den Grauwert beschriebenen) Grautonnes zu einem Meßwert erfolgt zunächst anhand folgender Linearität: Schwarz wird dem Grauwert 0 zugeordnet, weiß entspricht dem Grauwert 63 (Abb. 11).

Abweichend von dieser linearen Zuordnung zwischen dem Meßwert und einem Grauton sind weitere Zuordnungen denkbar, die durch „Look-Up-Tables“ (LUT's) beschrieben werden. Die verschiedenen LUT's dienen u. a. der Kontrastverstärkung, -verschiebung, -streckung und -umkehr. Gegenwärtig wird versucht, mit diesen LUT's auch eine optimale Kontrastverstärkung zu erreichen. Als Beispiel gelte hier die Grauwert-Verteilung der Messung in Kochendorf (Abb. 12). Aus diesem Histogramm ist ersichtlich, daß bestimmte Grauwerte sehr häufig, andere fast gar nicht auftreten. Das bedeutet, daß in der Darstellung nur ein Teil des maximalen Informationsgehaltes erreicht wird. Aus der aus den Daten bestimmten Grauwert-Verteilung (Grauwert-Histogramm) läßt sich eine Verteilungsfunktion berechnen (Abb. 13). Definieren wir diese Grauwert-Verteilung als LUT, wird die ursprüngliche Grauwert-Verteilung so verändert, daß aus zuvor kaum sichtbaren Kontrasten scharfe Konturen entstehen. Weitere Methoden die verschiedene Filter (Meridian-, Gradienten-, Hochpaß-, Tiefpaß- und Bandpaß-Filter) zur Verfügung stellen, werden zur Zeit erarbeitet. Mit diesen Filtern können einerseits Störungen in den Messungen beseitigt, andererseits



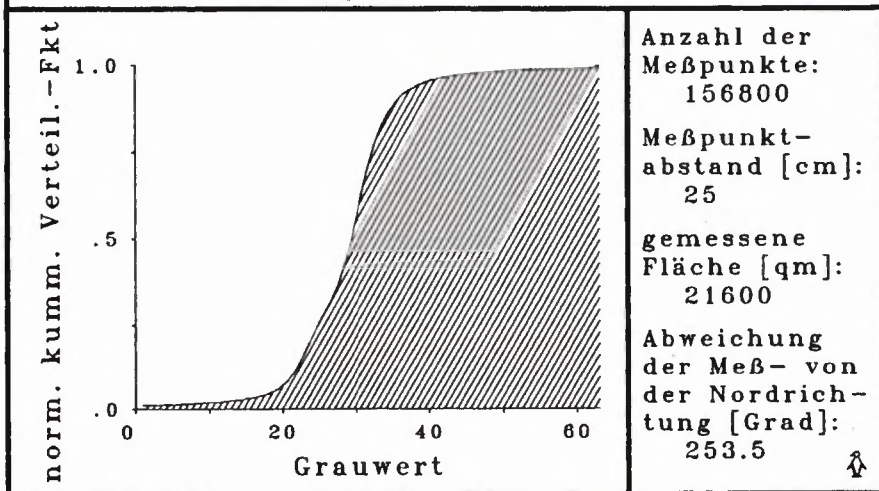
■ 11 Lineare Umrechnung der gemessenen Werte in Grauwerte. Linkes Teilbild: Die Häufigkeitsverteilung der Meßwerte dient der Wahl des darzustellenden Dynamik-Bereiches. Rechtes Teilbild: Lineare Abbildungsvorschrift zur Umrechnung der Meßwerte in 64 Graustufen.



■ 12 Grauwerte-Verteilung des Magnetogrammes des römischen Kastells in Kochendorf. Bestimmte Grauwerte treten sehr häufig, manche fast gar nicht auf. In der Darstellung wird somit nur ein Teil des maximalen Informationsgehaltes erreicht.

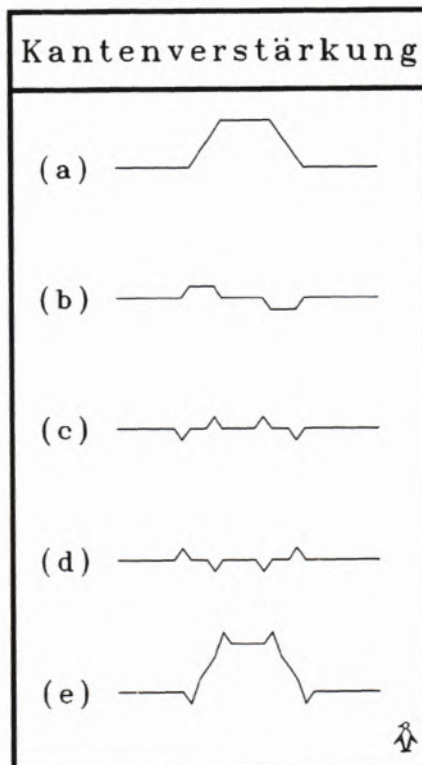
der Kontrast verstärkt werden. Eine Kontrastverstärkung, die mittels eines Gradientenfilters erzielt werden kann, beruht auf der Addition der invertierten zweiten Ableitung eines Digitalbildes und des Originalbildes. Das Grauwertprofil einer schwach erkennbaren Struktur habe in der Abbildung 14a dargestellte (idealisierte) Form. Die Addition der invertierten zweiten räumlichen Ableitung dieses Grauwertprofils (Abb. 14d) und des Original-Profiles verstärkt die Übergänge zwischen dem Plateau des Grauwertprofils und dessen Umgebung (Abb. 14e). Durch eine prozentuale Addition beider Terme läßt sich zudem dieser

Kochendorf / Bad Friedrichshall



■ 13 Aus der in der Abbildung 12 gezeigten Häufigkeitsverteilung erhaltene normierte Verteilungsfunktion. Wird diese Verteilungsfunktion als LUT übernommen, entstehen aus zuvor kaum sichtbaren Kontrasten scharfe Konturen.

■ 14 Prinzip der verwendeten Kontrastverstärkung (Erhöhung des Dynamik-Umfanges lokal begrenzter Strukturen). a: Idealisierendes Grauwerte-Profil einer schwach erkennbaren Struktur. b: Erste Ableitung des Grauwerte-Profiles. c: Zweite Ableitung des Grauwerte-Profiles. d: Negierte zweite Ableitung. e: Die Addition der negierten zweiten Ableitung (d) und des Grauwerte-Profiles (a) erhöht den Kontrast innerhalb des Übergangs zwischen dem Plateau des Grauwerte-Profiles und dessen Umgebung.



Effekt verstärken. Im Beispiel der Abbildung 15 wurde unter anderem die Kontrastverstärkung durch Gradientenfilter anhand des Magnetogrammes des Friedhofareales nahe Schwieberdingen durchgeführt.

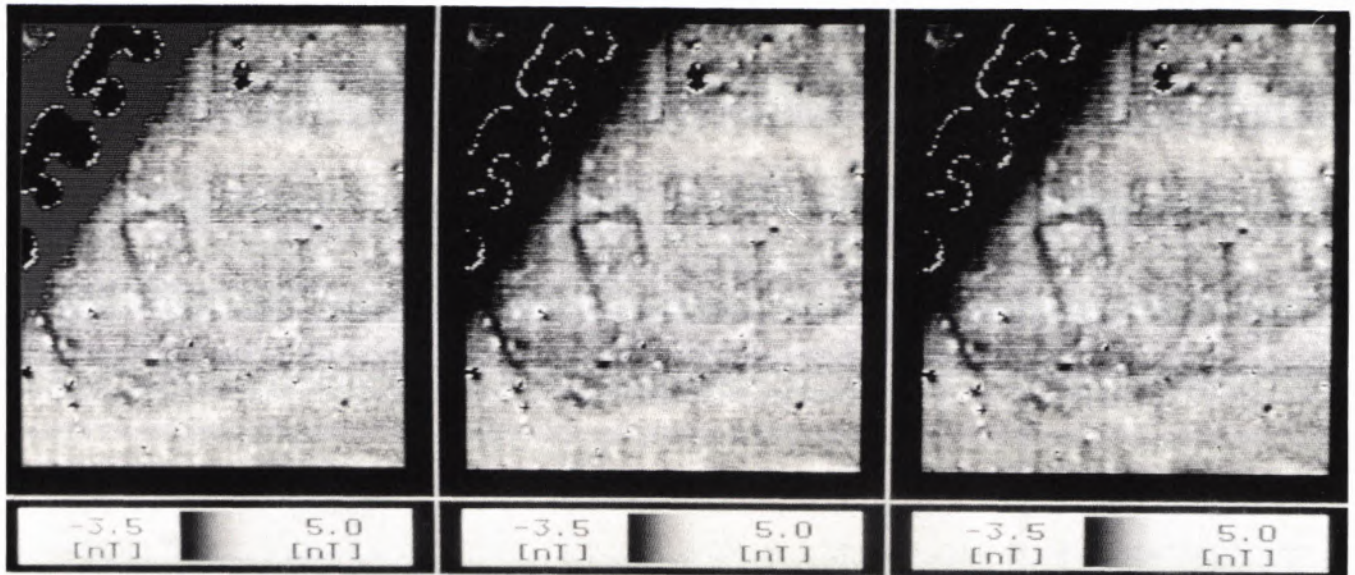
Weitere Planungen

Wünschenswert ist die Anschaffung eines Cs-Magnetometer-Systems, mit dem künftig ebenfalls die geomagnetische Prospektion durchgeführt wird. Bei diesem Cs-Magnetometer-System handelt es sich um einen Prototyp. Es besitzt – verglichen mit dem Fluxgate-Gradiometer – u. a. folgende wichtige Vorteile:

- Auflösung: 0.001 nT (Fluxgate-Gradiometer: 0.1 nT);
- der Sondenabstand ist variabel und kann somit bestimmten Fragestellungen angepaßt werden (der Sondenabstand ist beim Fluxgate-Gradiometer auf 50 cm fest eingestellt);
- ein Zuschalten 50 Hz, 16 $\frac{2}{3}$ Hz und von weiteren definierbaren Filtern ermöglicht die Unterdrückung der durch Hochspannungsleitungen, Eisenbahn etc. bedingten modernen Störungen.

Die Meßwerte werden dann auch nicht mehr in einem geräteeigenen „Memory“ abgespeichert, sondern permanent und direkt von einem transportablen Rechner im Gelände aufgezeichnet. Das neue System wird jedoch die Messungen mit dem Fluxgate-Gradiometer nicht ersetzen, sondern ergänzen. Denn Messungen mit dem Fluxgate-Gradiometer können schneller, einfacher und auch bei nicht allzu günstigen Boden – (z. B. frisch geackter Boden) und Wetterverhältnissen unproblematischer durchgeführt werden. Können die Messungen mit dem Fluxgate im Ein-Mann-Einsatz durchgeführt werden, so sind für den Einsatz des Cs-Magnetometers zwei Personen notwendig.

Dafür lassen sich mit dem neuen System, aufgrund nicht hardwaremäßig fest voreingestellter Meßpunkt-Abstand-Muster Messungen in verschiedenen Meßquadranten-Strukturen variabler durchführen. Nicht zuletzt können aufgrund des frei wählbaren Sondenabstandes und somit des zu messenden Vertikal-Gradienten und der um den Faktor 100 größeren Empfindlichkeit wesentlich genauere Messungen durchgeführt werden. Messungen, die vor allem in hinsichtlich des Hintergrundrauschens ruhigen Meßgebieten wohl erst mit diesem Gerät ermöglicht werden. Die endgültige Entscheidung, mit welchem der bei-



den Geräte gemessen werden soll, kann letztendlich nur vor Ort, im Gelände getroffen werden.

Wenn ein geringer Magnetisierungs-
kontrast, jedoch großer Kontrast in
der Leitfähigkeit oder im Erdwider-
stand zwischen dem Boden und den
in ihm eingelagerten archäologi-
schen Objekten vorhanden sind, ist
es wenig sinnvoll, eine geomagneti-
sche Prospektion durchzuführen.
Zur Durchführung der geophysikali-
schen Prospektion unter solchen
Bedingungen ist die Anschaffung einer
Geoelektrik-Anlage notwendig.

Beiden Verfahren – Geomagnetik
und Geoelektrik – sind vor allem,
was die Geomagnetik betrifft, sehr
schnell Grenzen gesetzt, wenn in
Stadtgebieten prospektiert werden
soll. Hier eignen sich andere Verfah-
ren der Geophysik wie z.B. die
Hammerschlag-Seismik und des Bo-
denradars. Um auch in Stadtgebieten
erfolgreich prospektieren zu
können, ist eine Anwendung eines

dieser oder anderer, hier nicht auf-
geführter Verfahren in der Zukunft
unumgänglich.

Vor einiger Zeit wurde mit der Pro-
spektion von Altlasten und Depo-
nien am Institut für Geophysik in
München begonnen und dabei er-
folgreich ein VLF (Very Low Frequen-
cy)-Verfahren auch in Stadtgebieten
eingesetzt. Ein Verfahren, dessen
Anwendung auch in der Archäologie
denkbar wäre und im nächsten Jahr
in Zusammenarbeit mit dem Münch-
ner Institut erstmals in der geophysik-
alischen Prospektion archäologi-
scher Denkmale testweise durchge-
führt werden soll.

**Dipl. Geophys. Harald von der
Osten-Woldenburg**
LDA · Archäologische
Denkmalpflege
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1

■ 15 Mit Hilfe von LUT's und Gradien-
tenfiltern erreichte Kontrastverstärkun-
gen am Beispiel der mittelalterlichen Kir-
che nahe Schwieberdingen. Der jeweils
dargestellte (und durch diese Operation
veränderte) Dynamik-Umfang ist bei den
jeweiligen Teilbildern angegeben.

Personalia



**Dr. Georg Sigmund Graf Adelman
von Adelmansfelden †**

Am 26. Oktober 1991 ist Dr. Georg Sigmund Graf Adelman im Alter von 77 Jahren gestorben.

Weit über die Landesgrenze hinaus verbindet sich die trauernde Erinnerung an den Verstorbenen zuerst wohl doch mit seinem Wirken als erster Präsident des 1972 gegründeten Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg. Es ist im besonderen sein Verdienst, wenn dieses Amt aus schwierigen Anfängen heraus alsbald in der fachlichen Kompetenz jene Anerkennung und – mehr noch – jenes Ansehen gewinnen konnte, auf das sich auch die heutige Denkmalpflege berufen darf.

Graf Adelman hat nicht nur eine Fachbehörde funktionsfähig aufgebaut. Vieles von dem, was für das Selbstverständnis im neuen Amt konstituierend gewirkt hat, war nicht zuletzt auch in seiner Persönlichkeit begründet, in seinem Wesen, dem zwar ein loyales Verständnis des Denkmalpflegeauftrages als Landesaufgabe grundlegend eigen gewesen ist; ein amtlicher Dirigismus aber war ihm völlig fremd.

So hat er der ernsthaften fachlichen Meinungsfindung bei seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern stets den notwendigen und nie mißbrauchten Freiraum belassen; er wußte vertrauensvoll zu delegieren.

So war es auch nach außen, zu den Denkmaleigentümern hin ein ständiges Anliegen, dem Denkmalthema, das von seiner Natur aus in tiefbegründeter Weise immer Aus-

einandersetzung ist, auch im kritischen Konflikt die Gesprächsfähigkeit zu belassen. So hat er den konservatorischen Auftrag nicht nur mit seinem anerkannt hohen fachlichen Wissen bestritten; vielmehr ist durch die stets persönliche Art seiner Denkmalvermittlung selbst im schärfsten Interessenskonflikt immer auch etwas von der Würde des Denkmals mit zum Tragen gekommen.

Gleichwohl: Er war vor allem geschätzt durch seine fachliche Autorität in der ihm anvertrauten Kunst- und Denkmalwelt, und im besonderen durch eine Kennerschaft, die bis in die achtsame Berührung des Kostbaren, und des Unersetzlichen im Kunstzeugnis hinein immer wieder spürbar geworden ist.

Die Wurzel für die Begabung des Kennerschaftlichen liegt wohl schon in der Kölner frühen Jugend begründet, – in der Begegnung beispielsweise mit der „Adelmann’schen Madonna“, mit dem Locher-Altar des Kölner Domes, über die schon der Zwölfjährige in einem Aufsatz reflektierte, oder – nach seinem eigenen Erzählen – im „Museumsdienst“ für die Kunstsammlung des Vaters.

Der 1946 in Tübingen promovierte Kunsthistoriker fand noch im selben Jahr Beschäftigung im württembergischen Amt für Denkmalpflege und damit den Ansatz zu einem Berufsweg, der – beginnend mit der Inventarisierung, mit der Erforschung und beschreibenden Vermittlung der materiell-geschichtlichen Hinterlassenschaft – in den 50er Jahren alsbald in die Herausforderung durch die damals rasch aufwachsenden Probleme der praktischen Denkmalpflege führte.

Sein konservatorisches Wirken mußte sich – gemessen an den ganz anderen Möglichkeiten einer heutigen, auch von der politischen Verantwortung weithin mitgetragenen Denkmalpraxis – damals noch in den eng gezogenen Grenzen, ja fast pionierhaften Verhältnissen eines kleinen Amtes bewähren, das aber damals schon mit einer enorm wachsenden Herausforderung der Denkmäler konfrontiert war. Gerade unter der Maßgabe dieser Verhältnisse ist die Summe des trotzdem Erreichten, ist die Bilanz an möglichen Denkmalrettungen, an weithin beachteten wissenschaftlich-fundierten Instandsetzungsleistungen und an öffentlich wirksamer Vermittlung des Denkmalthemas nicht hoch genug zu würdigen. Sein Name als Konservator bleibt freilich vor allem

mit dem Geschick so herausragender Kunst- und Geschichtszeugnisse wie dem der Klosterkirchen Neresheim und Schöntal, oder auch dem der Stiftskirche Ellwangen dauerhaft verbunden.

Darüber hinaus ist Graf Adelman vielfältig der Auffassung gefolgt, daß das Denkmalthema des ständigen kritischen Erfahrungsaustausches bedarf und gleichwohl der erläuterten Vermittlung gerade in das zunehmende denkmalinteressierte Partnerfeld Öffentlichkeit hinein.

In diesem Sinne ist sein anregendes Mitwirken in fachlichen Institutionen auf internationaler Ebene, in der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger der Bundesrepublik Deutschland ebenso beispielhaft zu benennen wie seine stets beachtete Präsenz in den repräsentativen heimatsgeschichtlichen Verbänden des Landes. Aber nicht nur dies: Selbst der weite Bindungskreis seines privatspersonlichen Lebens war ihm ein wichtiger Boden für die Einlösung seiner beruflichen Anliegen.

In der Rückschau dürfen wir bekräftigen, was 1977 bei der Versetzung in den Ruhestand in amtlich-hoheitlicher und mehr noch in kollegial herzlicher Weise zum Ausdruck gebracht wurde: Graf Adelman war und bleibt in der Chronik der baden-württembergischen Denkmalpflege eine der herausragenden, dankenswert-verdienstvollen Persönlichkeiten.

August Gebeßler

Mitteilungen

Verleihung des Württembergischen Archäologiepreises 1991

Zum zehnten Mal ist der von den Württembergischen Volksbanken und Raiffeisenbanken gestiftete Württembergische Archäologiepreis am 3. 12. 1991 im Rahmen einer Feierstunde im Weißen Saal des Stuttgarter Neuen Schlosses verliehen worden. Mit diesem Preis werden Institutionen und Personen ausgezeichnet, die sich durch ihre Initiative um die Entdeckung, Erhaltung, Erforschung und publizistische Aufbereitung oder Präsentation archäologischer Funde und Befunde in Württemberg besonders verdient gemacht haben.

1991 wurden erstmals kommunale Bemühungen gewürdigt! Entscheidend für die Verleihung des Preises an die drei Kommunen Eberdingen, Steinheim und Walheim waren:

- die Rekonstruktion des frühkeltischen Fürstengrabhügels und die Einrichtung des Keltenmuseums Hochdorf durch die Gemeinde Eberdingen;
- die vorbildliche Präsentation von Funden und Befunden aus Urgeschichte und Mittelalter im Ur- und Klostermuseum der Gemeinde Steinheim/Murr;
- die Bemühungen um die Erhaltung der Reste eines römischen Handelshauses und deren Integration im „Museum im Römerhaus“ seitens der Gemeinde Walheim.

Die Zuerkennung des Preises an drei Gemeinden läßt die Aufgeschlossenheit des Kreises Ludwigsburg (in dessen Gebiet alle Preisträger-Kommunen liegen) gegenüber den Belangen der Landesarchäologie offenkundig werden. Sie belegt darüberhinaus, daß Planungen der Kommunen und Archäologieverträglichkeit nicht unbedingt ein überwindliches Gegensatzpaar darzustellen brauchen und bestätigt einmal mehr, daß die Landesarchäologie als spezieller Bereich der Kulturpolitik in besonderem Maß das Interesse und die Unterstützung breiter Kreise der Bevölkerung findet.

„Vor dem großen Brand. Archäologie zu Füßen des Heidelberger Schlosses“

Ausstellung des Landesdenkmalamtes in Verbindung mit der Stadt Heidelberg
Kurpfälzisches Museum der Stadt
Hauptstraße 97
6900 Heidelberg
11. April bis 19. Juli 1992
Öffnungszeiten: täglich außer Montags 10–17 Uhr, Donnerstags 10–21 Uhr.

Zur Ausstellung erscheint ein großzügig farbig bebildeter Katalog (144 Seiten mit 203 Abbildungen).

Gerade für Heidelberg besitzen die archäologischen Quellen, die Geschichtszeugnisse im Boden, hohen Wert für die Entstehung und Entwicklung der Stadt vor der Katastrophe des Jahres 1693 – mit der Eroberung und Zerstörung fast der gesamten Stadt und mit dem nahezu vollständigen Verlust des Urkundenmaterials.

Die Ausstellung behandelt ausführlich drei besonders wichtige Bereiche der Grabungen des Landesdenkmalamtes auf dem Kornmarkt von Heidelberg in den Jahren 1986 und 1987:

- im Bürgerspital,
- im Spitalfriedhof,
- in einem ehemaligen Pfründ- oder Mietshaus.

Bei der Auswertung der Grabung ist es trotz der teilweise stark gestörten Befunde gelungen, die Entwicklung des Spitals in groben Zügen zu erhalten: Es wurden Bauphasen ermittelt, deren erste etwa von der 2. Hälfte des 13. Jh. bis gegen 1430 reicht, die zweite bis zur Auflösung des Spitals 1556. Aus dem Spitalfriedhof konnten ca. 270 der ursprünglich etwa 800 Bestattungen geborgen werden. Die Säuglingsgräber des Friedhofs zeigen – bisher einmalig für ein Spital des 14. Jh. –, daß es über eine „Entbindungsstation“ verfügte.

Zahlreiche Latrinen und Brunnen, die zum Spital und den Bürgerhäusern gehörten, zählen zu den aussagekräftigsten Befunden der Grabungen in Heidelberg und vermitteln ein Bild von den mittelalterlichen und neuzeitlichen Ver- und Entsorgungseinrichtungen am Kornmarkt. Sie lieferten überaus reiches Fundmaterial, das im Zentrum der Ausstellung steht.

Das Spektrum der Funde reicht vom späten 14. bis zum Ende des 17. Jh. Es gelang, aus vielen Tausenden von

Scherben Hunderte von Glas- oder Keramikgefäßen zusammenzusetzen. Menge und Qualität der Tongefäße, vor allem aber der Gläser aus den Kornmarktlatrinen, gehören zu den spektakulärsten Entdeckungen in einer neuzeitlichen Stadt Südwestdeutschlands. Erstmals liegt auch eine lückenlose, mehr als drei Jahrhunderte umfassende Fundsequenz aus einem Ort vor.

Die Fundgruppen Keramik und Glas werden in ihrer chronologischen Entwicklung und Formenvielfalt präsentiert. Es wurde versucht, sie auch in ihren ursprünglichen Funktionszusammenhang einzubinden: So baute man z. B. in der Ausstellung eine Küche aus der Zeit um 1600 auf und rekonstruierte mehrere Tischgeschirrsätze bürgerlicher Haushalte unterschiedlicher Jahrhunderte.

Die außergewöhnlichen Funde aus dem Apothekenbrunnen vermitteln einen Eindruck von der Einrichtung einer Apotheke am Ende des 16. Jh. in Heidelberg. Darüber hinaus bieten sie Gelegenheit, archäologische, pharmazietechnische und historische Aussagen zu verknüpfen. Der Formenschatz umfaßt hauptsächlich Zubereitungs-, Abgabe- und Aufbewahrungsgefäße aus Glas und Ton, darunter die bislang ältesten Funde von Apothekerfayencen in Baden-Württemberg.

Die Präsentation der Auswertungsergebnisse der Grabungen auf dem Kornmarkt ermöglicht eine intensive Begegnung mit dem Alltag der Menschen im spätmittelalterlichen und renaissancezeitlichen Heidelberg.

Abbildungsnachweis

Archäologisches Landesmuseum, Konstanz 4.

R. Hajdu, Marbach, Titelbild.

LDA – Karlsruhe 10 Abb. 12, 11–15.

LDA – Stuttgart 1, 2 (Foto: O. Braasch), 3, 17, 18 Abb. 2a, 19 Abb. 3, 20 Abb. 4, 22 Abb. 6, 25–35.

Stadtarchiv Karlsruhe 5, 6 Abb. 2, 7 Abb. 4, 8, 9, 10 Abb. 11.

Stadt Murrhardt, Bauamt 18 Abb. 2b–2d, 19 Abb. 3a–3c, 20 Abb. 4a–4c, 22 Abb. 6a, 23, 24.

Veröffentlichungen DES LANDESDENKMALAMTES

Sämtliche Veröffentlichungen können nur durch den Buchhandel bezogen werden (der „Ortskernatlas“ auch über das Landesvermessungsamt).

Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg

Deutscher Kunstverlag

Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm

Bearbeitet von Hans Andreas Klaiber/ Reinhard Wortmann München/Berlin 1978

Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim

Bearbeitet von Hans Huth. Mit Beiträgen von E. Gropengießer, B. Kommer, E. Reinhard, M. Schaab München/Berlin 1982

Adolf Schahl Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises München/Berlin 1983

Arbeitshefte des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg

Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Heft 1, 1986 Richard Strobel und Felicitas Buch Ortsanalyse

Heft 2, 1989 Ulrich Schnitzer Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen

Ortskernatlas Baden-Württemberg Landesdenkmalamt Landesvermessungsamt Stuttgart

H. 2.1. Ladenburg 1984
H. 1.1. Esslingen a. N. 1985
H. 1.2. Schwäbisch Gmünd 1985
H. 1.3. Schwäbisch Hall 1986
H. 1.4. Leonberg 1986
H. 1.5. Herrenberg 1986
H. 1.6. Waiblingen 1987
H. 1.7. Markgröningen 1987
H. 1.8. Bietigheim-Bissingen 1988

H. 4.1. Ravensburg 1988
H. 4.2. Meersburg 1988
H. 1.9. Schorndorf 1989
H. 3.1. Rottweil 1989
H. 3.2. Villingen-Schwenningen 1991

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1972 Günter P. Fehring Unterreggenbach Kirchen, Herrensitz, Siedlungsbereiche

Band 2, 1974 Antonin Hejna Das „Schlößle“ zu Hummertsried. Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts

Band 6, 1979 Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 7, 1981 Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 8, 1983 Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 9, 1986 Volker Roeser und Horst-Gottfried Rathke St. Remigius in Nagold

Band 10, 1991 Hirsau, St. Peter und Paul, 1091–1991

Band 12, 1991 Uwe Gross Mittelalterliche Keramik zwischen Neckarmündung und Schwäbischer Alb

Fundberichte aus Baden-Württemberg

E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Nägele & Obermiller, Stuttgart)

Bd. 1, 1974 Bd. 2, 1975
Bd. 3, 1977 Bd. 4, 1979

Bd. 5, 1980 Bd. 6, 1981
Bd. 7, 1982 Bd. 8, 1983
Bd. 9, 1984
Bd. 10, 1986
Bd. 11, 1986
Bd. 12, 1987
Bd. 13, 1988
Bd. 14, 1989
Bd. 15, 1990
Bd. 16, 1991

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1972 Rolf Dehn Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg

Band 2, 1972 Eduard M. Neuffer Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)

Band 3, 1972 Teil 2: Alix Irene Beyer Die Tierknochenfunde

Band 4, 1973 Teil 1: Gustav Riek Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)

Teil 2: Joachim Boessneck, Angela von den Driesch Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle

Band 5, 1973 Hans Klumbach Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)

Band 6, 1975 Dieter Planck Arae Flaviae I Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil

Band 7, 1976 Hermann Friedrich Müller Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)

Band 8, 1977 Jens Lüning, Hartwig Zürn Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“ Markung Ludwigsburg

Band 9, 1977 Klemens Scheck Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein,

Alb-Donau-Kreis) (Ausgrabung 1960)

Band 10, 1978 Peter Paulsen, Helga Schach-Döriges Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)

Band 11, 1981 Wolfgang Czysz u. a. Römische Keramik aus dem Vicus Wimpfen im Tal

Band 12, 1982 Ursula Koch Die fränkischen Gräberfelder von Barga und Berghausen in Nordbaden

Band 13, 1982 Mostefa Kokabi Arae Flaviae II Viehhaltung und Jagd im römischen Rottweil

Band 14, 1983 U. Körber-Grohne, M. Kokabi, U. Piening, D. Planck Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim

Band 15, 1983 Christiane Neuffer-Müller Der alamannische Adelsbestattungsplatz und die Reihengräberfriedhöfe von Kirchheim am Ries (Ostalbkreis)

Band 16, 1983 Eberhard Wagner Das Mittelpaläolithikum der Großen Grotte bei Blaubeuren (Alb-Donau-Kreis)

Band 17, 1984 Joachim Hahn Die steinzeitliche Besiedlung des Eselsburger Tales bei Heidenheim

Band 18, 1986 Margot Klee Arae Flaviae III Der Nordvicus von Arae Flaviae

Band 19, 1985 Udelgard Körber-Grohne, Hansjörg Küster Hochdorf I

Band 20, 1986 Studien zu den Militärgrenzen Roms III

Vorträge des 13. Internationalen Limeskongresses, Aalen 1983

Band 21, 1987 Alexandra von Schnurbein Der alamannische Friedhof bei

Fridingen an der Donau (Kr. Tuttlingen)

Band 22, 1986 Gerhard Fingerlin Dangstetten I

Band 23, 1987 Claus Joachim Kind Das Felsställe

Band 24, 1987 Jörg Biel Vorgeschichtliche Höhensiedlungen in Südwürttemberg-Hohenzollern

Band 25, 1987 Hartwig Zürn Hallstattzeitliche Grabfunde in Württemberg und Hohenzollern

Band 26, 1988 Joachim Hahn Die Geißenklösterle-Höhle im Achtal bei Blaubeuren I

Band 27, 1988 Erwin Keefer Hochdorf II Die Schussenrieder Siedlung

Band 28, 1988 Arae Flaviae IV Mit Beiträgen von Margot Klee, Mostefa Kokabi, Elisabeth Nuber

Band 29, 1988 Joachim Wahl, Mostefa Kokabi Das römische Gräberfeld von Stettfeld I

Band 30, 1988 Wolfgang Kimmig Das Kleinaspergle

Band 31, 1988 Der prähistorische Mensch und seine Umwelt. Festschrift für Udelgard Körber-Grohne

Band 32, 1988 Rüdiger Krause Grabfunde von Singen am Hohentwiel I

Band 33, 1989 Rudolf Aßkamp Das südliche Oberrhein in frühromischer Zeit

Band 34, 1989 Claus Joachim Kind Ulm-Eggingen – bandkeramische Siedlung und mittelalterliche Wüstung

Band 35, 1990 Jörg Heiligmann Der „Alb-Limes“

Band 36, 1990 Helmut Schlichtherle Siedlungsarchäologie im Alpenvorland I

Band 37, 1990 Siedlungsarchäologie im Alpenvorland II

Band 38, 1990 Ursula Koch Das fränkische Gräberfeld von Klepsau im Hohenlohekreis

Band 39, 1991 Sigrid Frey Bad Wimpfen I

Band 40, 1990 Egon Schallmayer u. a. Der römische Weihebezirk von Osterburken I

Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1990 Kurt Bittel, Siegwalt Schiek, Dieter Müller Die keltischen Viereckschanzen

Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Heft 5, 1985
Heft 6, 1985
Heft 7, 1985
Heft 8, 1986
Heft 9, 1987
Heft 10, 1987
Heft 11, 1988
Heft 12, 1988
Heft 14, 1991
Heft 15, 1991

Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg

Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1985 Band 1986
Band 1987 Band 1988
Band 1989 Band 1990

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste, Mörikestraße 12, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 6 47-1, Telefax (07 11) 6 47-27 34

Dienststelle Stuttgart (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Zentrale Planungsberatung
Zentrale Restaurierungsberatung
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1
Telefax (07 11) 6 47-27 34

Archäologische Denkmalpflege
Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1
Telefax (07 11) 6 47-25 57

Arbeitsstelle Hemmenhofen
Fischersteig 9
7766 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon (0 77 35) 30 01
Telefax (0 77 35) 16 50

Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Durmersheimer Straße 55
7500 Karlsruhe 21
Telefon (07 21) 50 08-0
Telefax (07 21) 50 08-100

Archäologische Denkmalpflege
Amalienstraße 36
7500 Karlsruhe 1
Telefon (07 21) 1 35-53 00
Telefax (07 21) 1 35-53 36

Archäologie des Mittelalters
Durmersheimer Straße 55
7500 Karlsruhe 21
Telefon (07 21) 50 08-2 05
Telefax (07 21) 50 08-1 00

Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 20 50
Telefax (07 61) 2 05-27 55

Archäologische Denkmalpflege
Marienstraße 10a
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05-27 81
Telefax (07 61) 2 05-27 91

Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Gartenstraße 79
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 2 00-1
Telefax (0 70 71) 2 00-26 00

Archäologische Denkmalpflege
Schloß, Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 2 00-26 07
Telefax (0 70 71) 2 00-26 08

Archäologie des Mittelalters
Hagellocher Weg 71
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 4 11 21
Telefax (0 70 71) 4 11 23